

Neueste Nachrichten

Bezugspreis: 1.50 Mk. monatlich aus-
schließlich Frachtposten. Erscheint wochent-
täglich. — Bei Ausfall der Lieferung
ohne Verschulden des Verlags oder
infolge von höherer Gewalt, Streik
etc. kein Anspruch auf Entschädigung.
Für unverlangt eingelangte Zuschriften
übernimmt die Schriftleitung keine
Verantwortung. — Einzelnummern: 10 Pf.

Anzeigenpreis für den Oberrhein-Kreis

Bad Somburger Tageszeitung und Anzeiger
Bad Somburger Lokal- und Fremden-Blatt

Anzeigenpreis: Die einseitige 30 mm
breite Anzeigenzeile kostet 20 Pf.
Lokale Gelegenheitsanzeigen nach be-
sonderem Tarif. — Die 88 mm breite
Anzeigenzeile kostet 1.—, zwischen Text 1.50 Mk. — Erscheinen
von Anzeigen an bestimmten Tagen
und Plätzen nach Abmachung aber
ohne Gebühr. — Offertgebühr 50 Pf.

Zugleich Gonsenheim, Oberstedten-Dornholzhauser, Seuburger, Friedrichsdorf-Röpperner Neueste Nachrichten - Taunus-Post

2707 - Fernsprech-Anschluss - 2707

Schriftleitung und Geschäftsstelle: Bad Homburg, Dorotheenstraße 24

Postfachkonto 398 64 Frankfurt-M.

Nummer 276

Samstag, den 25. November

Jahrgang 1933

Aufgaben der Verkehrspolitik

Eine Rede des Reichsverkehrsministers.

Berlin, 25. November.

Reichsverkehrsminister Freiherr von Eickstedt sprach auf einem Presseempfang über „Gegenwartsaufgaben der Reichsverkehrspolitik“. Der Minister führte u. a. aus:

Das erste und vornehmste Ziel, das sich jeder Reichsverkehrsminister stellen muß, ist die Lösung der außenpolitischen Bindungen, die die deutschen Verkehrseinrichtungen heute noch belasten, und die Anerkennung der Gleichberechtigung auch auf dem Gebiete des Verkehrs.

Durch die Young-Befehle sind die Ausländer wohl aus dem Verwaltungsrat der Deutschen Reichsbahn entfernt, das Reichsbahngesetz darf aber nicht ohne Zustimmung der früheren Reparationsmächte geändert werden. Wir behalten das Ziel der Beseitigung der Reichsbahn von den Bindungen des Youngplanes unverrückbar im Auge.

Die Schwierigkeiten der internationalen Bindungen auf dem Gebiet unserer großen deutschen Ströme, dem Rhein, der Elbe, der Oder und der Donau. Die deutsche Regierung hat niemals die Notwendigkeit verleugnet, sich auf den großen Strömen über die politischen und wirtschaftlichen Regelungen für die Schifffahrt mit den beteiligten Mächten zu verständigen und auch ihren Ausbau in einer allen gerecht werdenden Weise einheitlich zu gestalten. Etwas ganz anderes aber ist es, wenn jetzt der deutschen Regierung in den Stromkommissionen Aufsichtsorgane aufgezwungen worden sind, deren Beschlüsse sie sich zu fügen hat und deren Zusammenfassung und Stimmenverteilung nicht nach sachlichen Gesichtspunkten erfolgt, sondern nach politischen.

Für die deutsche Regierung ist es unerträglich, daß hier politische Machtinstrumente in den Händen der Siegerstaaten geschaffen worden sind.

Das zweite große Ziel, welches ich in der Verkehrspolitik zu verfolgen habe, ist die Durchführung des Reichsgebaulens gegenüber innerdeutschen Bindungen, die noch aus früheren Zeiten übrig geblieben sind.

Die größte und wichtigste Aufgabe der Wasserstraßenverwaltung ist, wie ich kaum besonders hervorzuheben habe, die Vollendung des Mittelstand-Kanals. Der Mittelstand-Kanal muß und wird fertiggestellt werden, weil er eine staatliche und wirtschaftliche Notwendigkeit ist.

Die zweite große Aufgabe des Verkehrswasserbaues ist die Herstellung der Verbindung vom Main bis zur Donau, die Sie vorläufig nur in ihren Anfängen auf der Strecke im Main von Kaffenberg bis Würzburg und in der Donau von Regensburg bis Passau sehen. Noch ist die Vollendung dieser Wasserstraße nicht abzusehen. Die Reichs-

regierung hat sich aber im Jahre 1921 der bayerischen Staatsregierung gegenüber zum Ausbau verpflichtet.

Der dritte in den Staatsverträgen vorgesehene Bau, die Kanalisierung des Neckars, geht bis Heilbronn ihrer Vollendung entgegen.

Soweit wir in der Ausbringung von Mitteln für die großen Ost-West-Verbindungen durch die Fertigstellung des Mittelstand-Kanals und der Bauten am Main und am Neckar im Reichshaushalt entlastet werden, müssen wir daran denken, in verstärktem Umfange unsere natürlichen Flüsse auszubauen. Darum müssen wir in steigendem Maße unsere Kraft einsetzen, um den Schiffsverkehr nach den Seehäfen zu verbessern und zu verbilligen.

Das dritte große Ziel der Verkehrspolitik ist die einheitliche Zusammenfassung der verschiedenen Verkehrsmittel. Die Schwierigkeit des Problems liegt in dem Nebeneinanderbestehen der mit Monopolen und Monopolpflichten ausgestatteten Eisenbahn und des Verkehrsmittels auf privatrechtlicher Grundlage, der Binnenschifffahrt und des Kraftverkehrs.

Der deutsche Gesetzgeber hat bisher den Kraftfahrzeugverkehr eine freie wirtschaftliche Entwicklung abgeben lassen und dieser Freiheit nur insoweit Schranken auferlegt als zwingende verkehrspolitische Gründe hierzu nötigten.

Ein ernster Grenzzwischenfall

Reichswehr von österreichischen Grenzwächtern beschossen. — Ein Toter.

München, 24. November.

Bei Reith im Winkel ist von österreichischen Grenzwächtern auf Angehörige des 21. bayerischen Infanterieregimentes, die dort ohne Waffen eine Stützung unternahmen, geschossen worden. Hierbei wurde der Schütze Schuhmacher getötet.

Eine amtliche Meldung über den Vorfall besagt: Ein Skizzen des 2. Bataillons des 21. bayerischen Infanterieregimentes, Nürnberg, ist zurzeit auf der südlich Reith im Winkel gelegenen Stütze dieses Bataillons (Hindenburg-Hütte) untergebracht. Eine Patrouille dieses Bataillons übte am 23. November nachmittags unter Führung eines Unteroffiziers in der Nähe der Grenze am Eggenalmkogel. Aus bisher noch nicht bekanntem Grunde wurden die Soldaten, die Skizzen trugen und unbewaffnet waren, um 15.45 Uhr

Der eigentliche Kernpunkt des Eisenbahn-Kraftwagen-Problems

liegt aber nicht im Personenverkehr, sondern im Güterverkehr. Der Tarifkampf beider Verkehrsmittel geht zum Schaden des Gesamtverkehrs unter der Decke weiter.

In diese verfahren Situation hat der Kanzler eingegriffen und die gordischen Knoten kurzerhand durchgehauen. Er hat der Reichsbahn, die Schienenwege zu bauen pflegt, aufgegeben, nunmehr für das konkurrierende Verkehrsmittel Autobahnen herzustellen. Die Schöpfung der Gesellschaft Reichsautobahnen ist eine Großtat.

Saar-separatistische Sumpfschlange

Saarbrücken, 24. Nov. Der vor einigen Tagen aus der Partei ausgeschlossene Führer der saarländisch-separatistischen Sozialistenpartei, ein gewisser Walz, der es verstanden hatte, vor einigen Tagen noch vom französischen Außenminister Paul-Boncour empfangen zu werden, wurde von der Saarbrücker Straßammer wegen der Verbreitung von unzüchtigen Schriften zu einer Gefängnisstrafe von drei Monaten verurteilt.

Motorbrause gegen Kleinbahnwagen

Dresden, 25. Nov. Auf der Kleinbahnstrecke Radebeul-Radeburg stießen eine mit vier Personen besetzte Motorbrause der Bahnmeisterei Radebeul und ein beladener Kleinbahnwagen zusammen. Dabei wurden drei Insassen der Brause schwer verletzt. Sie wurden in ein Dresdener Krankenhaus gebracht, wo einer starb.

Von Heimwehrleuten erschossen

Der Zwischenfall an der Grenze.

München, 25. November.

Zur Untersuchung der Ermordung des Schützen Schuhmacher an der österreichischen Grenze hat sich eine Untersuchungskommission an die Tatstelle begeben und folgende Feststellungen getroffen:

1. Schütze Schuhmacher ist auf reichsdeutschem Gebiet auf etwa 800 Meter Entfernung erschossen worden.
2. Der Schütze, dem Schuhmacher angehörte, war unbewaffnet.
3. Die Eröffnung des Feuers erfolgte ohne vorherigen Wortwechsel und ohne Anruf. Als Täter wurden drei Heimwehrleute festgestellt.

Die Reichsregierung wird nach Feststellung dieses Tatbestandes bei der österreichischen Bundesregierung die notwendigen Schritte unternehmen.

Von Polen erschossen

Blutige Ausschreitungen gegen Deutsche.

Graudenz, 25. November.

Während einer Sitzung der Vertrauensleute der Deutschen Liste für die Stadtverordnetenwahl hatte sich vor dem Versammlungsort eine Menschenmenge angesammelt, die die Fenstersteine einwarf und in das Lokal eindrang. Die Polizei sorgte vorübergehend für Ruhe. Als die deutschen Vertrauensleute später das Lokal verließen, wurden sie von polnischen Gegnern überfallen.

Der Schmiedemeister Adolf Krumm wurde bis vor sein Haus verfolgt und durch zehn Messerstiche in den Rücken getötet. Der Installateur Erich Riebold erhielt Stiche in den Unterleib. Der Geschäftsführer des Deutschen Heim-Büros in Graudenz, Otto Schmitt, ein Schwerkrankenverleher, erhielt Schläge über den Kopf und Messerstiche in den Rücken. Er blieb ebenfalls in seinem Blute liegen.

England soll vermitteln

Diplomatische Fühlungnahme eingeleitet.

London, 25. November.

Im Unterhause ist am Freitag die Debatte über die Thronrede fortgesetzt worden. Sir John Simon erklärte u. a., es gäbe keine Methode, die geeigneter wäre, Deutschland zu verlegen, als die, ihm zu sagen, daß sein Verbleiben von der Abrüstungskonferenz nichts an den Dingen ändere, daß ein Abkommen auch so geschlossen würde und daß dann erst Deutschland gebeten würde, das fertige Dokument an der für seine Unterschrift freigelassenen Stelle zu unterzeichnen.

Deutschland sei, so erklärte Sir John Simon weiter, kein Objekt, dem man einfach diktiert könne, sondern es sei ein Partner bei Beratungen. Großbritannien sei entschlossen, alles, was möglich sei, zu versuchen, um Deutschland von nun ab wieder als Partner für die Besprechungen zu gewinnen. Die britische Regierung habe bereits Maßnahmen ergriffen, um diese diplomatische Fühlungnahme in die Wege zu leiten. Sie sei über diesen Gegenstand bereits mit der französischen und der deutschen Regierung in Verbindung getreten. Die englische Regierung habe der französischen Regierung gegenüber bereits klargestellt, daß sie Englands Zustimmung finden würde, wenn sie ihren Weg darin erblicke, in engere Verbindung mit Berlin zu treten. Berner habe sich die englische Reaktion bereits erklärt.

Ihr jede Unterstützung angedeihen zu lassen, falls sie notwendig sei, um eben zu einer solchen engeren Verbindung zu gelangen. Großbritannien habe den deutschen Reichskanzler wissen lassen, daß es die Anregungen, die er und andere Vertreter Deutschlands gegeben hätten, mit größter Aufmerksamkeit zur Kenntnis genommen habe.

Großbritannien habe erklärt, daß es seinen ganzen Einfluß ausbieten würde, um die innere Bereitschaft zu Verhandlungen zu schaffen, anstatt Deutschlands abseits zu halten.

Großbritannien beabsichtige zu gleicher Zeit sowohl mit Paris und Berlin, als auch mit Rom in einen Meinungsaustausch einzutreten, denn nur ein Kontakt zwischen diesen großen Hauptstädten könne die Grundlage für das Vorbeireiten, was in Genf geschehen solle.

Die britische Regierung begrüße die Versicherung des Reichskanzlers, daß Deutschlands einziger Wunsch der Frieden sei, und daß es keine aggressiven Absichten habe. Die britische Regierung sei der Ansicht, daß Deutschland auch dazu beitragen müsse, um die allgemeine Abrüstung praktisch möglich zu machen und sie hoffe, daß das Ergebnis des nun beginnenden Meinungsaustausches Zusicherungen in einer konkreten Form ermögliche, die zum Aufbau der internationalen Sicherheit beiträgt, einer unerlässlichen Vorbedingung für die Abrüstung.

30000 Mark Belohnung

für die Beschaffung der Beweise für die angeblichen Dokumente des „Petit Parisien“.

Berlin, 24. November.

Der „Berliner Lokal-Anzeiger“ nimmt wie alle deutschen Blätter sehr lebhaft gegen die Fälschungen und Fälscher des „Petit Parisien“ Stellung. Er fehlt für Aufklärung der Fälschungen und Herbeischaffung der Beweise für die angeblichen Dokumente eine Belohnung von 30 000 Mark aus.

Das Blatt schreibt dazu: Der Scherl-Verlag feilt die Summe von 30 000 Mark für denjenigen aus, der den einwandfreien Nachweis bringt, daß die vom „Petit Parisien“ veröffentlichten angeblichen Instruktionen über die deutschen außenpolitischen Ziele, die an alle Auslandsvertretungen und die Berliner Propagandastelle abgegeben sein sollen, wirklich in der veröffentlichten Form und in dem veröffentlichten Inhalt von einer verantwortlichen Stelle des Deutschen Reiches herausgegeben worden sind.

Der Nachweis muß durch Vorlage der Originale und des dazu gehörigen Materials erfolgen. Die Nachprüfung des angeblichen Dokuments, der Materialien und der Angaben von angeblichen Quellen soll durch eine neu zu errichtende Kommission erfolgen, deren Entscheidung rechtsverbindlich ist.

Diese Kommission soll gebildet werden aus drei politischen Historikern, von denen einer von dem „Syndicat national des journalistes français“, der zweite von dem Reichsverband der Deutschen Presse, der dritte, welcher den Vorsitz führt, vom Scherl-Verlag ernannt werden. Die Verhandlungen der Kommission können unter Vorlage der Dokumente und des übrigen angeblichen Beweismaterials an einem neutralen Orte außerhalb Deutschlands stattfinden, über den die Entscheidung von den Mitgliedern der Kommission nach dem Beweismaterial auszusprechen ist.

Der Scherl-Verlag hat sich zu diesem Vorschlag an die gesamte Welt- und Lokalpresse, weil die politische Brunnenvergiftung des „Petit Parisien“ gegenüber den Bemühungen des Reichs und der Welt, einen wirklichen Frieden in der Welt zu schaffen und eine Verständigung zwischen Deutschland und Frankreich herbeizuführen, eine außerordentliche Gefahr darstellt.

Die Veröffentlichungen des „Petit Parisien“ laufen satisch auf die Behauptung hinaus, daß Deutschland auf der einen Seite durch die Reden und Erklärungen des Führers eine Friedenspolitik ankündigt, auf der anderen Seite aber den Versuch der Vorbereitung einer Gewaltspolitik mit dem Ziel der Rückgewinnung aller verlorenen Gebiete machen wolle. Für den Kenner derartiger politischer Wandler unterliegt es gar keinem Zweifel, daß der „Petit Parisien“ von einer bestimmten Stelle in Frankreich aus zu dieser Veröffentlichung

nur zu dem Zweck veranlaßt worden ist, damit alle Bemühungen für den wahren Frieden zerstört werden.

Wir richten an die französischen Frauen und Mütter, an das ganze französische Volk, die Frage, ob diese Kriegsgehe des „Petit Parisien“, die mit den Methoden der Verleumdung aus der Kriegszeit betrieben wird, von ihnen gebilligt wird. Es muß die Frage aufgeworfen werden, wer diese Heerarbeit bezahlt und wer die Heer zu ihrer Brunnenvergiftung veranlaßt hat.

Die schamlose Dokumentenfälschung des „Petit Parisien“ findet im übrigen in der deutschen Presse die verdiente Charakterisierung. Der „Petit Parisien“ nimmt die zweifelhafte Ehre in Anspruch, unter den Hebern gegen Deutschland, die mit gefälschten Dokumenten, den niedrigsten Werkzeugen der politischen Giftmischerei, arbeiten, der erste zu sein.

Rüstungsmärchen um die Radeleinfuhr

In letzter Zeit ist wiederholt in einem Teil der ausländischen Presse darauf hingewiesen worden, daß Deutschland in erhöhtem Maße Radel einführe, welches zu Rüstungszwecken verwendet würde. Diese Gerüchte entbehren, wie festgestellt werden muß, jeder Grundlage. Zwar ist die Radeleinfuhr gegenüber dem Vorjahre gestiegen. Sie dürfte jedoch die Einfuhrmengen der Jahre 1928 und 1929 in diesem Jahre noch nicht erreichen. Ein großer Teil der Mehreinfuhr wird von der Finanzverwaltung für Münzprägungszwecke benötigt. Im übrigen findet die Einfuhrsteigerung ihre natürliche Erklärung in der durch die Maßnahmen der nationalsozialistischen Regierung herbeigeführten Belebung des Geschäftes der verschiedensten Zweige der metallverarbeitenden Industrie.

Päpstlicher Berichterstatter im Saargebiet

Rom, 24. Nov. Papst Pius XI. hat den Hauptnuntiaturlat Prälats Testa nach dem Saargebiet entsandt mit der Aufgabe, den kirchlichen Bereich betreffende Fragen des Saargebietes zu studieren und so dem Heiligen Stuhl eine von politischen Sondertendenzen unabhängige Beurteilung der Lage zu ermöglichen. Es handelt sich bei der in Aussicht genommenen Reise, wie betont wird, nicht um eine kanonische Visitation der beiden in Frage kommenden Diözesananteile von Trier und Speyer.

Zuchthaus statt Lugusvilla

Eine Systemblüte. — Gerdinen für 7000 Mark.

Haale a. d. S., 24. Nov. Der frühere Landrat des Kreises Merseburg, Dr. G u s t e, zuletzt Vizepräsident beim Oberpräsidium in Koblenz, wurde nach fünftägiger Verhandlung wegen gewinnluchtiger Untreue in drei Fällen, einfacher Untreue in einem Fall und wegen schwerer Bestechung in einem Fall von der Strafkammer Halle zu einer Gesamtstrafe von drei Jahren Zuchthaus und fünf Jahren Ehrverlust verurteilt. Das beschlagnahmte Geld in Höhe von 23 000 Mark wird dem Staate als verfallen erklärt.

Dr. G u s t e hatte in seiner Eigenschaft als Landrat des Kreises Merseburg die Kreisparkasse und Kommunalkasse dadurch geschädigt, daß er über Vermögenswerte der Kassen eigenmächtig zum Schaden der Kassen verfügte. Weiter hatte er in seiner Eigenschaft als Vorsitzender der Baukommission Sieblung Dürrenberg Bestechungsgelder vom Generaldirektor der A. H. A. O., Direktor Sommerfeld, angenommen.

G u s t e hat bei dem Neubau des Merseburger Kreishauses den Vorschlag mit mehreren hunderttausend Mark überhöht und war nicht zuletzt dadurch, weil die Land-

ratung ein Vermögen von 100 000 Mark in Lugusvilla hatte, imstande, die Kasse der Kreisparkasse um 100 000 Mark zu vergrößern. Ein Blumenkranz über 5000 Mark, sieben Toilettenmützen in der Landratswohnung vorhanden sein, drei Badezimmern usw.

Lebender Waldbrand

Los Angeles (Kalifornien), 24. Nov. In dem benachbarten Haines Canyon wütender Waldbrand breitet sich infolge der Trockenheit und von starkem Wind begünstigt, rasch in Richtung auf die Stadt Los Angeles aus.

Die Flammen haben bereits die Stadt Tule erreicht und zahlreiche dort befindliche Gebäude zerstört. Die Flammen vernichtet auch die ganze Anzahl Kaktusarten, die berühmte Hermilage-Keller mit 15 000 Gallonen wertvoller aller Weine wurde ein Raub der Flammen. Die 2800 Köpfe betragende Bevölkerung von Tule wurde zur Flucht gezwungen. Die Häuser des Krankenhauses wurden bereits abtransportiert.

Der verheerende Waldbrand wütet fort, obwohl mehr als 3000 Menschen an Ort und Stelle sind, den Flammen Einhalt zu gebieten. Zahlreiche Rettungsmannschaften erlitten Brandwunden. Die 190 Arbeitsdienstwilligen, die in einem Lager des gefährdeten Gebietes tätig waren, sind den Flammen entkommen. Der bisher angerichtete Schaden wird auf drei Millionen Dollar geschätzt.

Aus Hessen und Nassau.

Hilft schafft Arbeit

Weitere bewilligte Maßnahmen im Arbeitsbeschaffungsprogramm:

Instandsetzung des Krankenhauses, der Franziskanerschule und der Sophienbrücke in Wehlar mit 1600 Tagewerken; Instandsetzungs- und Erneuerungsarbeiten an Kreisbahnhöfen, Schulgebäuden sowie sonstigen Gebäuden kreisangehöriger Städte und Gemeinden des Oberaumnistrakreis mit 4707 Tagewerken; Bauliche und sanitäre Umgestaltung von Hospizgebäuden „Invalidenhaus und Kneibelscher Hof“ Altersheim für Invaliden und Sozialrentner in Raing mit 13 908 Tagewerken; Instandsetzungs- und Umbauarbeiten am städtischen Hause Kaffelerstraße 1 in Hann.-Münden mit 2000 Tagewerken; Entwässerung einer 12,5 ha großen Ackerlandfläche Gemeinde Pfaffenwiesbach mit 1450 Tagewerken.

Das Wahlergebnis in Hessen-Nassau

Die endgültige amtliche Festlegung.

Kassel, 25. Nov. In der Sitzung des Kreiswahlausschusses sind nunmehr die endgültigen Abstimmungsergebnisse aus sämtlichen Stimmbezirken für die Wahlen zum Reichstag und die Volksabstimmung am 12. November 1933 festgestellt worden. Hiernach lautet das Ergebnis für den Wahlkreis 19 (Hessen-Nassau) im einzelnen wie folgt:

Zahl der Stimmberechtigten abzüglich derer, die einen Stimmzettel erhalten haben	1 744 093
Zahl der abgegebenen Stimmzettel	45 317
Gesamtzahl der abgegebenen Stimmzettel	1 798 410
Zahl der abgegebenen Umschläge einschließlich der völlig leer abgegebenen Umschläge	1 734 412
Zahl der völlig leer abgegebenen Umschläge	962

Reichstagswahl:

Gesamtzahl der abgegebenen Stimmen	1 723 551
Hier von ungültige Stimmen	93 991
Für den Kreiswahlvorschlag der NSDAP. abgegebene ungültige Stimmen	1 629 560

Volksabstimmung:

Gesamtzahl der abgegebenen Stimmen	1 732 290
Hier von ungültige Stimmen	20 389
Gültige Stimmen	1 711 901
Von den gültigen Stimmen sind: Ja-Stimmen	1 672 098
Von den gültigen Stimmen sind: Nein-Stimmen	39 803

Frankfurt a. M. (Gasexplosion infolge Nachlässigkeit.) In einem Hause der Hindenburgstraße hatte eine Frau nach Benutzung des Gasbades die Gasbatterie nicht ordentlich geschlossen. Der Badofen füllte sich allmählich mit Gas, das schließlich mit einer gewaltigen Detonation explodierte. Die Küche wurde stark demoliert und auch in der Nachbarschaft wurden zahlreiche Fensterscheiben zertrümmert.

Frankfurt a. M. (Ernennungen an der Universität.) An der Frankfurter Universität sind ernannt worden zu ordentlichen Professoren in der rechtswissenschaftlichen Fakultät die Privatdozenten Dr. Ernst Forsthoff, Band- und Amtsrichter Dr. Fritz von Hippel und Amts- und Landrichter Dr. Heinrich Henkel.

Gladenbach. (Schweres Autounglück.) Auf der Landstraße Gladenbach-Biedentopf verunglückte ein mit drei Personen besetztes Personenauto, welches aus Hartenrod stammte, dadurch, daß es während der Fahrt plötzlich ins Schleudern kam und sich überschlug. Die Insassen wurden sämtlich schwer verletzt. Sie erlitten Schädelbrüche und Knochenbrüche und wurden in bewußtlosem Zustand in die Klinik nach Marburg gebracht. Das Auto wurde schwer beschädigt.

Deutscher Gruß für Beamte in Uniform

Darmstadt. Der hessische Staatsminister hat an die staatlichen Behörden und an die Bürgermeisterien folgenden Erlaß gerichtet:

1. Die durch Verfügung des hessischen Ministerpräsidenten vom 17. Juli 1933 — J 7154 unter J, 2 für uniformierte Beamte getroffene Sonderregelung kommt in Fortfall. Von ihnen ist daher auch mit Kopfbedeckung der deutsche Gruß anzuwenden.

2. Ausführung des deutschen Grußes für Beamte in Uniform: Grundstellung, kurzes Heben des rechten gestreckten Armes nach vorn schräg aufwärts — Fingerspitzen in Höhe des oberen Mägenrandes. Sodann baldiges Senken des Armes zur Grundstellung.

3. Ausnahme für Verkehrsposten der Landespolizei, Landesgendarmerie und Gemeindepolizei: Verkehrsposten greüßen nur durch Einnehmen der Grundstellung, falls die Ausübung ihres Dienstes überhaupt eine Grußbeweigung zuläßt.

4. Allen uniformierten Beamten ist diese neue Grußbeweigung sofort zur Kenntnis zu bringen. gez. Jung.

Beschaffung für bewährte Kämpfer des NSDAP

Darmstadt, 23. November.

Für alle hessischen Behörden, die Bürgermeisterien und die Körperschaften des öffentlichen Rechts in Hessen ordnet das Staatsprekamt mittelst Staatsminister Jung die Beschaffung für bewährte Kämpfer der NSDAP folgende:

Erstklassige Kaffee- als Angestellte oder Arbeiter, deren Einstellung von der zuständigen Ministerialabteilung genehmigt wurde, mit Ausnahme der Stellen, die den Versorgungsamtern vorbehalten bleiben, sind unter Angabe der zu fordernden Leistungen durch Vermittlung des zuständigen Arbeitsamtes einzustellen. Bei Nichtbewährung ist beim Arbeitsamt Ersatz einzufordern. Demzufolge ist alle bei den Behörden eingehenden Besuche dem zuständigen Arbeitsamt unter Abgabennachricht an den Gestellsteller zu überweisen. Die Arbeitsämter werden angewiesen, diese Gestellsteller, soweit sie in der Wohnstätte nicht im Gebiet des Arbeitsamtes haben, zu behandeln, als ob sie ihren Wohnsitz im Bereich des Arbeitsamtes hätten.

Lebendig verbrannt

Die Kleider fingen am Gasherd Feuer.

Darmstadt, 25. Nov. Ein 65-jähriges alleinstehendes Fräulein wurde in seiner Wohnung in der Ochsenstraße an einem Tisch in der Wohnung tot aufgefunden. Die Frau, die schon längere Zeit bettlägerig war, hat nach kriminalpolizeilichen Feststellungen in der Küche am Gasherd gehandelt, wobei ihre Kleider Feuer fingen.

Die Frau, die anscheinend sofort in Flammen flammte, konnte sich noch bis in ihr Schlafzimmer schleppen, wo auf einem Stuhl zusammenbrach. Die Kleider sind dann in ihr vollständig verbrannt. Sie erlag ihren schweren Verletzungen, ohne daß einer der Hausbewohner den Vorfall bemerkt hätte.

65. Geburtstag des ehemaligen hessischen Großherzogs

Darmstadt, 25. November vollendet der frühere hessische Großherzog Ernst Ludwig sein 65. Lebensjahr.

Darmstadt. (Evangelisch-kirchliche Nachrichten.) Durch die Kirchenregierung wurde dem Pfarrern Hans Matthäus zu Ehringshausen die zweite evangelische Pfarrstelle zu Grünberg, dem Pfarrer Adolf Dörmer zu Rodenberg die evangelische Pfarrstelle zu Quedborn übertragen und Pfarrer Emil Wahr zu Eppelsheim auf seine Nachsuchen und unter Anerkennung seiner langjährigen treuen Dienste in den Ruhestand versetzt.

Darmstadt. (Trinkwasser für die Niederrhein.) In einer fast ausprophetischen Sitzung wurde dem Darmstädter Stadtrat die Wasserlieferungsoverträge mit den Niederrheinischen Gemeinden Veeheim, Godelau, Stadthagen, Wollschleben, Bernsheim und Erbsen genehmigt. Die Gemeinde Biedesheim hat sich dem Netz nicht angeschlossen, da gegen hat die Waldkolonie Griesheim ihren Beitritt an die Darmstädter Fernleitungsneg erklärt. Auch wird die Rohrleitung nach dem früheren Truppenübungsplatz verbessert, wofür bereits die Arbeiten in Gang gesetzt wurden. Mit den Arbeiten im Ried soll in der Gegend von Godelau bereits am Montag begonnen werden. Der Stadtrat stimmte außerdem noch der Herstellung eines besseren Riedhaltebeckens, das der Unschädlichmachung und der landwirtschaftlichen Bewässerung der Kanalabwässer dient, zu.

Groß-Rohrheim (Ried). (Gut abgegangene Eisenbahnunfall.) Zwischen Groß-Rohrheim und Biblis wurde an einem Bahnübergang, dessen Schranken nicht geschlossen waren, ein Fuhrwerk vom Zuge erfasst. Das Wagen wurde schwer demoliert, während der Fahrer und das Pferd unverletzt blieben.

Wehrverbände müssen von unlauteeren Elementen freigehalten werden.

Mainz. Vor der Großen Strafkammer sollten sich drei verschiedenen Fällen SA-Männer als Angeklagte wegen Diebstahls, Amtsannahme und Vergehens gegen die Brandweinmonopolgesetz verantworten. Vor Eintritt in die Verhandlung teilte der Vorsitzende mit, daß nach einer Anordnung des hessischen Justizministers in allen Fällen in denen Mitglieder nationalsozialistischer Wehrverbände angeklagt sind, vor der Hauptverhandlung die Strafkammer dem Staatsministerium und den Leitungen der Wehrorganisationen zur Entscheidung darüber vorgelegt werden müssen, ob der betreffende Angeklagte schon vor der Hauptverhandlung aus dem Wehrverband ausgeschlossen werden soll. Die Verordnung bezweckt, die Wehrverbände von unlauteeren Elementen frei zu halten. Die Verhandlung mußte darauf zur Durchführung dieser Anordnung verlagert werden.

Mainz. (Erhöhte Strafe.) In der Berufungshandlung vor der Ersten Kleinen Strafkammer wurde der 31-jährige Kaufmann Franz Jungermann aus Dulsburg zu acht Monaten Gefängnis verurteilt und die sofortige Bewahrung des Verurteilten verfügt. Er hatte gegen das Urteil des Amtsgerichts in Worms von 6 Monaten Gefängnis wegen Betrugs im Rückfall Berufung eingelegt. — Seit Jahren Wohlfahrtsunterstützung empfangende Angeklagte hatte im Juli 1932 an einen Bärnerleibhaber in Worms einen Brief gerichtet, in dem er sich als zahlungsfähiger Geschäftsmann ausgab und um Zusendung eines Waggons Kofftraut ersuchte. Er versprach dem Bärnerleibhaber Gegenwert sofort nach Eingang der Ware. Der vertrauensselige Bärnerleibhaber lieferte ohne vorherige Erkundigung 85 Zentner Kofftraut. Nach sechs Tagen rief Jungermann telefonisch bei ihm an, sprach seine Zufriedenheit aus und bestellte sofort noch einen zweiten Waggon. Das Geld für die gelieferte Ware sei unterwegs und müsse jede Stunde eintreffen. Jetzt erst wurde der Bärnerleibhaber misstrauisch und zog Erkundigungen ein. Er wartet noch heute auf die Bezahlung für das gelieferte Kofftraut, das der Angeklagte zu einem geringen Preis verkauft hatte.

Elk. (Ein Diebener Polizeiauto verunglückt.) In einer scharfen Kurve der Landstraße Gießen-Elk, unmittelbar vor unserer Stadt, kam ein Personenauto der Polizeidirektion Gießen, das mit drei Beamten besetzt war, infolge der glatten Straße ins Schleudern, fuhr über das Gelände einer Brücke hinweg und fiel in den mehrere Meter tiefer gelegenen Wiesengrund. Da der Vorderteil des Wagens in der jumpförmigen Wiese stecken blieb, wurde zum Glück das Überbleibsel des schweren Kraftwagens verschont, so daß die drei Beamten nur mit leichten Verletzungen davonkamen.

Aus Bad Homburg

Sonntagsgedanken

Des Herrn Hirtenstimme geht über die Gräber, drei Verheißungen, eine immer größer und leuchtender als die andere, eine Verheißung vom Jenseits, wie sie herrlicher nicht gedacht werden kann. „Ich gebe ihnen das ewige Leben“, so spricht er, der tot war und ist wieder lebendig geworden und hat die Schlüssel der Hölle und des Todes, und königliche Majestät spricht aus seinen Worten. Er bleibt der gute Hirte für die Seinen in alle Ewigkeit. — „Sie werden nicht mehr umkommen!“ Ach, die Erinnerung an manches Sterbende ist so bitter. Hier einer, der einsam und verlassen seinen letzten Kampf kämpfen mußte, dort einer, der so entschlossen leben mußte, daß wir es kaum mit ansehen konnten, und dort einer, dessen Geist schon lange vorher ausgelöst war — lieber Christ, laß doch das Fragen und Gräbeln, sie haben ausgekämpft, sie haben überwunden, halte dich an das, was hier steht: „Für die Seinen ist das Sterben kein Umkommen, sondern ein Heimkommen.“ — „Niemand wird sie von meiner Hand reißen.“ In des Herrn Hirtenhänden ist die Seele geborgen. Selig, wer von den Hellsandshänden weiß, die in der Taufe sich auf ihn legen und ihn in alle Ewigkeit nicht loslassen. Niemand und nichts kann ihn aus der Hand reißen.

Ein Kirchenjahr geht zu Ende, was haben wir daraus gemacht? Ein großes Stück Gottesdienst wurde uns damit gegeben, haben wir ihn genutzt? Aelter sind wir geworden; aber auch innerlicher und reifer? Unserem Grabe sind wir eine gute Strecke nähergekommen, aber auch der Ewigkeit? Aus dem Evangelium redet der Herr zu uns! Wollen wir ihm nicht folgen? Ihm gehorchen? Seine Stimme hören — das ist nicht nur der stärkste Trost, das ist die rechte Vorbereitung für ein seliges Sterben, die beste Zurechtweisung für das Leben mit seinen Kämpfen.

Es ist ein bekanntes Wort: wir schließen unseren Toten die Augen für diese Welt, und zum Dank dafür öffnen sie uns die Augen für die obere Welt. Unsere Toten dürfen uns nicht mit sich ins Grab ziehen. Wir haben Aufgaben für uns und für andere, für unser Volk und für unsere Kirche. Unsere Lösung muß lauten: Ueber Gräber vorwärts! Vorwärts und aufwärts in der Gewißheit, die uns die Verheißung Gottes gibt.

Vom Kurhaus-Theater. Zur 2. Aufführung der Städt. Bühnen, Frankfurt, im Kurhaus-Theater Bad Homburg am 27. November 1933, 20 Uhr. Die Wirklichkeitsnähe, die die naturalistischen Opern anstreben, stellt nicht nur dem Solisten, sondern auch jedem einzelnen Chormitglied besondere Aufgaben. Jede Physiognomie muß ihr eigenes Leben haben, jede Bewegung lebensvoll sein, damit im Zuschauer der Eindruck eines lebendigen Geschehens erweckt wird. Denn eine Handlung, die unter dem südlichen Himmel Stallens spielt, verlangt innere Anteilnahme aller Beteiligten, um sich übertragen zu können. Gerade auf diese sich immer wandelnden Aufgaben des Darstellers muß einmal hingewiesen werden, weil das Publikum ja immer nur im Augenblick die eine Fassung sieht, ohne daran zu denken, daß gestern etwas ganz anderes gespielt wurde und morgen wieder ein anderes Stück gespielt werden wird; aber das ist es wiederum, was den darstellenden Künstler reizt, was ihm immer neuen Auftrieb gibt. Daß italienische Opern auf die Stimme einzustimmen sind, braucht wohl kaum gesagt zu werden. Die Befehle der beiden Stücke zeigen, wie sehr die Generalintendant dieser Forderung Rechnung trägt. Im „Bajazzo“ singt der neuverpflichtete Heldentenor Paul Helm den Canio, Adolf Permann den Tonio. Die Partie der Nedda ist Elisabeth Randl, die anlässlich des Homburger Werbeabends so schönen Erfolg hatte, übertrug, den Silolo singt Carl Ebert und den lustigen Peppo Paul Reinecke. — Im Mittelpunkt der „Cavalleria rusticana“ steht die Figur der leidenschaftlich liebenden und delirierenden Santuzza, eine der schönsten Aufgaben für eine dramatische Sängerin. In der Homburger Aufführung ist Elsa Kent zu hören, die erst leihweise in der Titelrolle der neuen Strauß-Oper „Arabella“ unter Leitung des Komponisten einen aufsehenerregenden Erfolg hatte. Ihre graziöse Nebendarbühlerin Lola singt Gertrud Kiedinger, bestens bekannt aus der Aufführung des „Wasserschmied“. Die tragenden Männerrollen des Werkes sind mit Paul Reinecke und Adolf Permann besetzt. Die in beiden Werken außerordentlich wichtigen Chöre sind gegen das vorige Mal wesentlich verstärkt, ebenso ist das Orchester auf die größtmögliche Zahl, die der Orchesterraum faßt, gebracht. So ist von Seiten der Generalintendant Frankfurt alles geschehen, um wieder einen wirklich genussreichen Theaterabend zu bieten, der den ersten Willen zeigt, nur das Beste zu bieten.

Kreisgeflügelchau. Im „Römer“ ist die Kreisgeflügelchau gestern abend fertiggestellt worden, so daß die Preisrichter heute vormittag ihren Schiedspruch über die Güte der Tiere fällen können. 462 Nummern sind ausgestellt. Damit hat der Homburger Geflügelzuchtverein unter der gelebten Führung des Herrn Wlenhold und seines Vorstandes eine Ausstellung organisiert, die sich sehen lassen kann. Die Tiere zeugen von einem Stand der Geflügelzucht im Kreise, der in der heutigen schweren Zeit volkswirtschaftlich nicht hoch genug angesehen werden muß. Die Züchter haben viel Fleiß und Liebe und auch manche Mark an die Zucht reinerflügeliger Tiere aufgewandt. Du, Volksgenosse, ehre auch diese Arbeit und stehe Dir die Ausstellung an.

Unterhaltungskonzert. Am Donnerstag, dem 30. d. Mts., abends 8.15 Uhr, gibt der Homburger Orchesterverein im Mittelsaal des Kurhauses ein Unterhaltungskonzert. Die Leitung hat Kapellmeister Chr. Hiltnerberger. Der Oberstleutnant Männerchor „Harmonia“ wird das Konzert mit einigen Gesangsnummern umrahmen. Der Eintritt für Abonnenten und Kurkartenhaber ist frei. Nichtabonnenten zahlen RM 0.40 Eintritt.

Das Weihnachts-Oratorium von Heinrich Schütz bildet das Kernstück der diesjährigen Adventsfest, die vom Gemischten Chor der Erlöserkirche in gewohnter Weise am 1. Adventssonntag, dem 3. Dezember, nachmittags 5 Uhr, in der Erlöserkirche veranstaltet wird. Es ist ein meisterlich Zeugnis reifer Lebensjahre und Kunst, das der 80jährige Meister im Jahre 1664 fertig gestellt hat. Schon oft ist an dieser Stelle mit seinem Verständnis die große Kunst dieses echten deutschen Meisters gewürdigt worden, und die lebendigen Zeugnisse seiner Kunst hinterließen am Reformationsfest d. J. (31. Okt.) allgemein einen tiefen und nachhaltigen Eindruck. Im Gegensatz zu Bach beschränkt sich Schütz lediglich auf das Bibelspiel. Die überzeugende Schlichtheit der musikalisch-sprachlichen Gestaltung aller Solistenstellen (keine Uten), die treffende Charakterisierung der Personengruppen (Sitten: dieser 3. Stamm. Frauenchor, eigentlich Anaben-Altstimmen, die 3 Weisen: hoher 3. St. Männerchor, Sopranisten und Schiffsgelehrte; dieser 4. St. Männerchor) unter Hinzufügung trefflich bezeichnender Instrumentalgruppen zu den Intermedien (hier das Zwischenspiel mehrerer Personen in der Evangelienzählung) — 2 pompöse Posaunen für Sopranisten und Schiffsgelehrte, 2 hohe, scharfe Trompeten bei der dreifachen Flöte des Herodes — das fröhliche, unbekümmerte Musizieren von 2 Fiedeln und Fagott bei der Hirten-Szene, die festerliche Abgekühltheit der 2 Bräutchen zum Engelsgefang, wird jedem innerlich Hörenden die Erkenntnis der Größe unseres Meisters aus dem Jahrhundert des 30jährigen Krieges geben. — Vorangestellt ist dem Weihnachts-Oratorium außer einer Orgelpartita über: „Nacht hoch das Tor, die Tür macht weh“ (R. Unger) das Weihnachtskonzert (Concerto grosso) von Corelli, sehr klangprächtiges Werk.

Die Auszahlung der Unterstufungen für Wohlfahrtsempfänger, Sozial- und Kleinrentner, sowie die Ausgabe der Selbstverpflichtungsscheine findet nicht mehr in der ehemaligen Kasse, sondern ab 30. November 1933 im „Raffaeller Hof“ bei Frau Wehrhahn Witwe, am Unterlof statt. (Eingang Hoflof).

Goldene Hochzeit. Heute feiern Herr Heinrich Schneider und Frau Julie, geb. Kemp, Wühlberg 53, das seltene Fest der goldenen Hochzeit. — Die „Neueste Nachrichten“ gratulieren herzlich.

Seinen 85. Geburtstag feiert heute in geistiger und körperlicher Frische Herr Philipp Engelbrecht, Kriegsveteran von 1870—71. — Die „Neueste Nachrichten“ gratulieren herzlich.

Frankfurt hat ein Erwerbsrecht an den Straßenbahnen nach Bad Homburg und Oberursel. In einem Nachtragsvertrage zwischen den Reichsvorgängern der Frankfurter Localbahn A. G. und den Gemeinden Niederursel und Bonames vom Jahre 1906 wurde der Stadtgemeinde Frankfurt im Falle der Eingemeindungen von Niederursel und Bonames, jedoch nicht vor Ablauf von 20 Jahren nach der Betriebsöffnung beider Bahnen, das Recht eingeräumt, die Vorortbahnen Frankfurt a. M. — Hedderndorf — Oberursel — Hofmark und Frankfurt a. M. — Hedderndorf — Bonames — Bad Homburg anzukaufen. Niederursel und Bonames wurden am 1. April 1910 nach Frankfurt a. M. eingemeindet. Im Mai 1910 wurden die genannten Bahnen eröffnet. Im angegebenen Zeitraum hatte die Stadtgemeinde Frankfurt von dem ihr zustehenden Recht keinen Gebrauch gemacht. In jüngster Zeit erhob die Frankfurter Localbahn A. G. gegen die Stadtgemeinde Frankfurt Klage auf Feststellung, daß das der Stadt im Jahre 1906 eingeräumte Erwerbsrecht an den beiden Bahnen erloschen sei. Diese Feststellungsklage wurde vom Oberlandesgericht Frankfurt abgewiesen, da der Wortlaut des Vertrages nichts für nur eine einmalige Ausübung des Ankaufsrechts am Schlag ergebe. Auf die Revision der klagenden Frankfurter Localbahn A. G. wurden nunmehr vom höchsten Gericht durch Zurückweisung der gegen diese Entscheidung eingelegten Revision die Rechtsansprüche der Stadtgemeinde Frankfurt aus dem genannten Vertrage rechtskräftig bestätigt.

Kur-A. G. Bad Homburg. In der Generalversammlung der Kur-A. G. Bad Homburg wurde der bisherige Aufsichtsrat in seiner Gesamtheit bestätigt. Neu in den Aufsichtsrat wurden gewählt: S. Agl. H. Prinz Wolfgang von Hessen, Landrat Dr. Gröner, Stadtrat Sieglar, Landeshauptmann Traupel.

Die Vereinigung der hiesigen Turnvereine, worüber wir bereits berichteten, ist nunmehr so gut wie perfekt. Die aus diesem Anlaß stattfindende offizielle Feier findet am kommenden Montag, abends 8.30 Uhr, im Saale des „Römer“ statt.

Autofahrer, Vorsicht! Wenn auch in diesem Jahre das Laub von den Bäumen ungewöhnlich langsam fällt, so ist doch, wie einige Fälle in den letzten Wochen bewiesen haben, für die Autofahrer größte Vorsicht geboten. Insbesondere bei beginnendem Regen sollen die Kraftwagenführer vorwiegend in den Kurven der mit Laub bedeckten Straßen und Chaussees langsam fahren, um Unglücksfälle zu verhüten.

Gesäß Erlenholz verkauft. Das Gesäß Erlenholz bei Bad Homburg, das sich im Besitz des in Konkurs geratenen Konsul M. S. Oppenheimer befand, ist jetzt an den österreichischen Stall Landwerth verkauft worden, der dem Baron Tyssen gehört. Das Gesäß bleibt also somit der deutschen Zucht erhalten. Im Interesse der Gläubiger ist der geschlossene Verkauf des gesamten Gesäßes sehr zu begrüßen, denn bei einer Versteigerung des wertvollen Pferdmaterials wäre sicherlich erheblich weniger herausgekommen.

Verantwortlich für Schriftleitung, Druck und Verlag: Fritz W. A. Krüger, Bad Homburg, Telefon 2707. Druck und Ver g: Otto Wagenbreth & Co., Bad Homburg

„Wie werde ich reich und glücklich?“

Jetzt möchte ich nur noch eins wissen, meine verehrten Leserinnen und Leser, wer von Ihnen denkt: „Was fällt der Zeitung heute ein, uns so zu narren? Wie kann denn jemand positiv sagen, wie Ihnen tatsächlich sagen, wie man reich und glücklich wird? Wenn Sie nur ahnten, was ich hier heiße — ein geheimnisvolles Stück Papier, das wie ein Geldschein aussieht. Das allerhöchste aber darauf ist, daß da steht: „Dem Deutschen Volk“ und unten in der Ecke links, da steht „Ziehungs!“ Sie haben richtig geraten, das ganze ist eine Lotterie. — Bitte, soll man überhaupt Lotterie spielen? Es gibt Leute, die Lotteriespielen für eine unmoralische Sache halten. Man soll sich nicht auf den Zufall verlassen — man soll sich Geld nur erarbeiten. Aber bei dieser Lotterie, deren Los ich in der Hand habe, also bei der nationalsozialistischen Geldlotterie für Arbeitsbeschaffung — sehen Sie, in diesem Wort liegt der Sinn der ganzen Lotterie. Sie können reich werden, Sie können gewinnen — 1000, 5000, 20 000, 50 000, auf das ganze Los sogar 200 000 Mark. Das einfache Los kostet eine Mark. Mit Optimismus und Pessimismus hat das nun alles nichts zu tun. Diese Lotterie ist eine optimistische in jeder Beziehung. Wenn ich auf mein Los 50 000 Mark gewinnen würde, ich käme mir unendlich reich vor.

Wo man diese Lose bekommt? Überall! In allen Lotteriegeldhäusern, Sparkassen und Banken, beim Zigarrenhändler, im Papierladen, überall!

Wenn man ein Los kauft, will man doch bei der Ziehung Glück haben; aber bei der großen nationalsozialistischen Geldlotterie hat man schon Glück in dem Augenblick, in dem man das Los kauft. Wieso? — Stellen Sie sich mal vor, Sie und Sie und Ihr alle — wenn also 200 Leser es machen wie ich und kaufen sich ein Los zu einer kumpigen Mark, auf einmal gibt es schon ein lauchendes Glück: mehr in Deutschland, denn diese 200 Mark sind ja ein Monatsgehalt für einen Volksgenossen, der bisher stillos war.

Stillos — ein trauriges Los! Und da kommen Sie mit Ihrem Los zu einer Mark.

In Ihrer Bekanntschaft gibt es immer noch den Max, den Emil und Walter, sie haben noch keine Arbeit. Und nun stellen Sie sich mal vor, durch diese Lotterie für Arbeitsbeschaffung —

Plötzlich bekommt der Max einen Zettel ins Haus: morgen soll er zur Arbeit kommen! Was meinen Sie wie dem Max die Augen leuchten! Der ist mit einem Mal ein ganz anderer Kerl! Und die Eltern freuen sich, und die Frau freut sich, und die Kinder freuen sich!

Deutsche Volksgenossen! Wie glücklich könnt Ihr Euch selbst machen, wenn Ihr sagen könnt: In meiner Hand ist nun ein Los, das dazu beiträgt, daß einer Arbeit bekommt.

— **Vermessungstechniker gesucht.** Die Reichsbahn beschäftigt 240 vermessungstechnische Dienstanfänger für den gehobenen mittleren Dienst und 100 für den Assistentendienst einzuberufen. Gleichzeitig ist die Einstellung von 100 vermessungstechnischen Ingenieuren im Angestelltenverhältnis vorgesehen. Bewerber werden gebeten, sich an die einzelnen Reichsbahndirektionen, in deren Bezirk sie einzutreten wünschen, zu melden. Angehörige nationaler Verbände, die vor dem 30. Januar 1933 Mitglied dieser Verbände geworden sind, sollen vor anderen gleich geeigneten Bewerbern möglichst vorzugsweise berücksichtigt werden.

— **Auszahlung von Registermarken.** Um die zahlreichen zu Tage tretenden Mißstände bei der Verwendung der Registermarken abzustellen, hat das Reichsbahndirektorium angeordnet, daß mit Wirkung vom 15. November 1933 ab Registermarkenauszahlungen an Inhaber saarländischer Pässe innerhalb einer dem Saargebiet benachbarten Zone nur noch in Höhe von 20 Mark je Tag und Person erfolgen dürfen. Diese Sperrzone wird von der saarländischen und elsaß-lothringischen Grenze durch die Eisenbahnlinien Nebl — Appenweier, Appenweier — Karlsruhe — Heidelberg — Darmstadt — Frankfurt a. M. — Wiesbaden — Wiesbaden — Köln und Köln — Euskirchen — Trier abgegrenzt. In dem gesamten von diesen Linien eingeschlossenen Gebiet einschl. der erwähnten Orte findet die beschränkte Auszahlung statt. Die vor dem 15. November 1933 ausgeteilten Registermarken werden noch nach der bisherigen Regelung eingelöst.

— **Die Zeit der Barbarazweige.** Nun kommt die Zeit der Barbarazweige heran. Fast in allen Ländern Europas kennt man die alte Sitte, am Barbaratag Ritzzweige zu schneiden und diese im frischen Wasser im warmen Zimmer aufzustellen. Bis Weihnachten sollen sie sich dann in blühende Zweige verwandeln. In verschiedenen Gegenden sagt man dem Hause für das kommende Jahr Glück voraus, je mehr und je schöner sich die Zweige entwickeln.

— **Einsperrung mit Halbkreuzwasserzeichen.** Die Deutsche Reichspost wird demnächst eine Freimarke zu einem Reichspfennig mit dem Kopfbild des Herrn Reichspräsidenten in Schwarzdruck auf Halbkreuzwasserzeichenpapier herausgeben. Diese Freimarke soll den Postbenutzern als Ergänzungsmarke in Fällen dienen, in denen die passenden Marken nicht zur Hand sind.

— **Ämtliche Beglaubigung der Unterschriften.** Von ämtlicher Seite wird mitgeteilt: Nach dem Reichsgesetz über die freiwillige Gerichtsbarkeit vom 15. Mai 1898 sind die Amtsgerichte und Notare für die Beglaubigung von Unterschriften zuständig. Insbesondere gehören diese Beglaubigungen, sofern sie lediglich privaten Interessen dienen, nicht zu den Obliegenheiten der Polizei, wohl aber ist letztere zur Vornahme von Beglaubigungen befugt. Ausgeschlossen sind jedoch Beglaubigungen in bürgerlich-rechtlichen Fällen, in denen die schriftliche Form oder die gerichtliche oder notarielle Beglaubigung der Unterschrift oder Beurkundung vorgeschrieben ist. Soweit überhaupt die Zuständigkeit der Polizei in Betracht kommt, ist in folgenden Fällen die Ausstellung von Bescheinigungen und Vornahme von Beglaubigungen den Polizeibehörden übertragen worden: Bescheinigungen zur Erlangung von Arbeiter-, Wochen-, Monats- und Radausfahrten, Bescheinigungen zur Erlangung von Fahrpreisermäßigung für Studierende und Schüler, Bescheinigungen für verheiratete Beamte bezüglich Führung eines doppelten Haushalts, Aufenthaltbescheinigungen zu standesämtlichen Zwecken.

Deine tägliche Mahlzeit und dein warmes Bett hast du erst dann verdient, wenn du für den Kampf gegen Hunger und Kälte dein Opfer gegeben hast!

Vergiß nicht das Winterhilfswerk!

Handwerker- und Gewerbeverein

Zum Abschluß der Handwerkswoche

Sonntag, 26. November, nachmittags 4 Uhr, im
Vereinshaus der Jahngemeinde in Oberursel-Ts.

Weihestunde

unter geß. Mitwirkung des Gesangsvereins Harmonie

**Gedenkfeier für die verstorbenen
Handwerksgenossen**

Ehrung der Altmeister und Altgesellen

Beteiligung aller Handwerker ist Pflicht!

Der Vorstand.

Baust Du dein Haus aus deutschem Holz

So bleibt es stets der Nachkommen Stolz!

Einwandfreie Zimmerarbeiten liefern zu angemessenen Preisen folgende Firmen der Zimmerer-Fachgruppe:

Hch. Riegel & Co, Zimmermeister, Oberursel,
Oberstedterstrasse 5.

Gerhard Schl, Zimmermeister, Oberursel,
Untere Hainstrasse 2.

Schlegel & Kilb, Zimmermeister, Oberursel,
Untere Hainstrasse 13.

Neu-Gröffnung!

Einer verehrlichen Einwohnerschaft von Oberursel und Umgebung zur geß. Kenntnisnahme, daß wir heute, Samstag, um 6 Uhr das Lokal

„Rassauer Hof“

nach vollständiger Neurenovierung eröffnen.

Zum Ausschank gelangt das **Qualitätsbier** der **Böwen-Brauerei, Karlstadt (Bayern).**

Für vorzügliche Speisen und Getränke ist bestens gesorgt!

Um geß. Zuspruch bitten:

Hans Himmler und Frau, Oberursel.

Der Volksempfänger



76.-

Das ideale Gerät zu erschwinglichem Preis.
Teilzahlungsmöglichkeit bis zu 10 Mon.

Frankfurter

Local-Bahn A.G.

Bad Homburg b.d.H.

Verkaufsstelle: Ludwigstraße 12

Kurtheater Bad Homburg

Montag, 27. Nov., abends 8 Uhr:

2. Gastspiel der Stadt. Bühnen Frankfurt.

„Cavalleria rusticana“

von Mascagni, sowie

„Bajazzo“

von Leoncavallo.

Preise der Plätze: von 1.10 - 5.25 RM.

incl. Kartensteuer.

Karten an der Theaterkasse.

Bäckerei und Konditorei

Nikolaus Bentgraf, Oberursel

Eppsteinerstraße 4 Telefon 223

empfiehlt feinsten

Bach- und Konditoreiwaren

Spezialitäten:

Diabetiker-Brot für Zucker-

krankhe :: Dr. Klopfer-Brot

Täglich frisches Kaffee- und Tee-Gebäck!

Alle Lieferungen frei Haus.

Zimmer u. Küche

mit Beigung an einzelne Dame zu vermieten. — Näheres in der Geschäftsstelle dieser Zeitung.

der große Herder

Vielles wissen und mit diesem Wissen etwas anfangen! Wernt der Neue Leserkontyp!

Auskunft beim Buchhändler oder bei Herder, Freiburg i.B.

Haus mit Stallung

Mühlbachstraße 17, unter günstigen Bedingungen zu verkaufen.

Wilh. Weinbrenner,

Rechtobehand, Lützenstraße 94.

Chronik von Oberursel

von H. Korf

216 Seiten, Preis M. 1.50

Chronik der

Gemeinde Oberstedten

von H. Korf

330 Seiten, Preis M. 1.50

Burg und Dorf

Falkenstein im Taunus

in Geschichte und Sage

nebst Beschreibung der Burg

von G. W. Haffelbach

30 Seiten M. 0.50

Zu beziehen durch unsere Geschäftsstellen

Ziehung 7.-12. Dezember

Rote + Kreuz GELD-Lotterie

19158 Gewinne und 1 Prämie

125 000 RM

50 000 RM

30 000 RM

20 000 RM

10 000 RM

Alle Gewinne **bar** ohne Abzug zahlbar

Lose **1 RM** Porto u. Liste 30 Pf

Nachnahme teurer

erhältlich in allen durch Plakate kenntlichen

Verkaufsstellen und durch

Lotterie-Emissions-Gesellschaft

Berlin W.B. Friedrichstr. 192-193

Postcheckkonto 16170



Bei Sterbefällen wende man sich wegen

Beerdigungen

Feuerbestattungen, Leichen Transporte

(nach allen Gegenden) mittels Auto etc. an

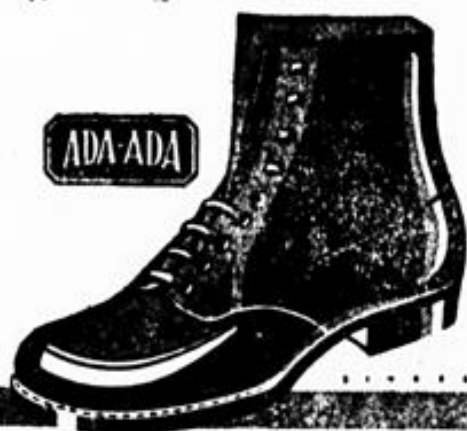
Pictät Mest 1. Homb. Beerdigungs-Institut

Haingasse 13 Telefon 2404

Ferdinandsplatz 20 (erster Stock) in ruhiger Lage

Homburgs, ist sofort oder später

1 möbliert. Zimmer zu vermieten



ADA-ADA

WITTERWIND

Ein neuer Ada-Ada-Schuh für Mädchen und Knaben aus besonders kräftigem Material und wasserdichtem Futter

Der Schuh, der durchhält durch dick und dünn

Jong Stern



Wie ein Spiegel jeder Teller, säubert alles schneller!

Bei uns gibts nur eins: „Schmutz auflösen - Frische bringen!“ Das geschieht so rasch, so gründlich, daß Sie Ihre helle Freude daran haben! In wenigen Minuten ist die Geschirrsäuberung getan. **imi** ist die vielseitigste und tüchtigste Hilfe im Haus - und zugleich die billigste. Auf der ganzen Welt gibt es nur ein **imi**! Beim Geschirraufwaschen genügt 1 Teelöffel **imi** für eine normale Aufwaschschüssel. So ergiebig ist es!

3170/339



zum Aufwaschen, Spülen, Reinigen, für Geschirr und alles Hausgerät

Hergestellt in den Persilwerken!

Bad Somburger Neueste Nachrichten

Beilage zu Nr. 276 vom 25. Nov. 1933

Gedenktage

26. November.

1822 Der preussische Staatsmann Karl August Fürst v. Hardenberg in Genua gestorben.

1857 Der Dichter Joseph Frhr. v. Eichendorff in Reife gestorben.

1894 Der Maler Stanislaus Graf v. Kalckreuth in München gestorben.

1928 Der deutsche Admiral Reinhold Scheer, der Sieger in der Staggerrathschlacht, in Martfredwijk gestorben.

Sonnenaufgang 7,39. Sonnenuntergang 15,54.
Mondaufgang 13,23. Monduntergang 1,16.

27. November.

1701 Der Astronom Anders Celsius in Upsala geboren.

1850 Der Geograph Rudolf Credner in Gotha geboren.

Sonnenaufgang 7,41. Sonnenuntergang 15,53.
Mondaufgang 13,33. Monduntergang 2,33.

Gefahrte Kommunistenpropaganda

Das Geheimne Staatspolizeiamt an der Arbeit.

Berlin, 24. November.

Eine kleine Ausstellung im Gebäude des Geheimnen Staatspolizeiamtes zeigt, wie der Kommunismus auch in den letzten Monaten noch zu arbeiten bestrebt war und wie die Polizei auch die letzten Flämmchen dieser Weltfeinde ausgelöscht hat.

Da steht man zunächst die Riesenzahl der im Ausland erscheinenden Druckschriften in deutscher Sprache, der Emigrantenzeitungen in Amsterdam, Paris, Zürich und Prag, der zahlreichen im Saargebiet hergestellten Flugblätter und Propagandazettel.

Erheblich gefährlicher und wichtiger sind die Druckschriften, die immer noch in Deutschland hergestellt wurden, und zwar vielfach in einem getarnten Gewande. Man bekommt z. B. eine kleine grüne Broschüre in die Hand mit dem harmlosen Titel „Reise nach Ostpreußen“. Die beiden Umschlagseiten preisen das schöne Ostpreußen, im Innern jedoch findet sich eine rein kommunistische Agitationsbroschüre gegen das neue Deutschland. „Aufschuß ist Selbstschuß“ — ein ernsthaftes Wort an alle Berliner, darunter: „Herausgeber Hauptmann a. D. v. Blomberg“, so lautet der Titel einer anderen Schrift. Im Innern befindet sich abermals ein ganz gemeines kommunistisches Pamphlet, das ebenso viele Lügen wie Fäkalien enthält.

Ein Flugblatt der KPD wurde als Aufruf des Führers an das Volk getarnt.

Die „Rote Fahne“ und andere kommunistische Druckschriften erschienen immer wieder, und zwar wurde festgestellt, daß diese Exemplare in Deutschland hergestellt worden sind. Man forschte nach und es ergab sich, daß der Satz für diese kommunistischen Zeitungen in einem getarnten kommunistischen Sechsmaschinenbetrieb hergestellt wurde, und daß dann kleine Druckereien gegen gute Bezahlung zum Druck dieser Zeitungen, die natürlich keine Druckerangaben trugen, verpflichtet wurden. Zehn solcher Druckereien konnte man ausheben und schließen. Insgesamt hat das Geheimne Staatspolizeiamt in den letzten Monaten 28 000 Zentner kommunistische Drucksachen eingezogen.

Der kommunistische Geheimapparat

Sehr interessant ist der Aufbau der kommunistischen Geheimorganisationen, die in den letzten Monaten ausgehoben und zerlegt wurden. 2300 höhere Funktionäre der KPD konnten dabei verhaftet und größtenteils den Richtern zugeführt werden.

Der kommunistische Geheimapparat ist so ausgelegt, daß jeder Funktionär unter falschem Namen reist, falsche Papiere hat und ohne nächtigen Wohnsitz ist. Die einzelnen Funktionäre kennen sich gegenseitig nicht, sondern werden durch dritte Personen miteinander bekannt gemacht und verschwinden ebenso wie sie gekommen sind. Damit ist naturgemäß das Eindringen in diesen Apparat erschwert. Den tüchtigen Spezialisten des Geheimnen Staatspolizeiamtes ist es trotzdem gelungen, auch diesen geheimen Organisationen auf die Spur zu kommen.

Die Mitarbeiter des früheren Führers des Roten Frontkämpferbundes, des Abg. Deow, wurden festgenommen. Deow selbst hatte sich unkenntlich gemacht. Er hatte sich



Eine deutsche Bauernbande.

Der Reichstatthalter in Mecklenburg hat in dem Dorf Groß-Baasch die erste deutsche Bauernbande eingeweiht, die auf schwarzem Grund einen silbernen Pfug, gekreuzt von einem roten Schwert, zeigt.

einem Sprößling wachsen lassen, trägt eine Brille und hatte sein Äußeres so verändert, daß selbst seine Freunde ihn nicht erkannten. Nach Unterschlagung von 10 000 Mark Beitragsgeldern der geheimen KPD flüchtete er ins Ausland, kurz bevor er festgenommen werden konnte.

Die Verlegung des Reichstagsbrandprozesses nach Berlin brachte in Berlin eine erhöhte Tätigkeit der kommunistischen Propagandazellen. In einem Falle konnten 18 Personen festgenommen werden, davon allein 12 Angestellte der russischen Handelsvertretung in Berlin, die eine Instruktionstätigkeit für die KPD ausübten und u. a. auch einen sogenannten Patenschaftsfonds für die illegale Arbeit der KPD schufen. Ende August befanden sich in diesem Fonds über 50 000 Mark. Es konnte weiter eine Anzahl von Wassenverwaltern der KPD festgestellt werden.

Ein großer Schlag!

Ende Oktober gelang ein neuer großer Schlag gegen die KPD. Der Reichsfürsorgeleiter und seine Mitarbeiter des kommunistischen Jugendverbandes Deutschlands wurden festgenommen. Man fand bei ihnen einen ganzen Koffer voll chiffrierter Adressen und konnte so den gesamten kommunistischen Propagandaapparat in Deutschland ausheben. Mehrere hundert Funktionäre wurden bei dieser Gelegenheit festgenommen.

Sarraut gestürzt!

Nach 27 Tagen! — Ein Schulbeispiel des Parlamentarismus Paris, 24. Februar.

Die Regierung Sarraut ist in der Kammer über einen Antrag des neufranzösischen Abgeordneten Gounin gestürzt worden.

Der Abg. Gounin hatte einen Zusatzantrag eingebracht wonach auch die Gehälter von über 10 000 bis 12 000 Franken jährlich von der Kürzung der Beamtengehälter ausgenommen bleiben sollten. Der Regierungsentwurf sah vor, daß schon die Gehälter von 10 000 bis 12 000 Franken und in noch stärkerem Maße die über 12 000 Franken eine Kürzung erfahren sollten.



In der Debatte hatte sich Ministerpräsident Sarraut bereit erklärt, die 10 000-Franken-Grenze, bei der die Kürzung eigentlich schon einsetzen sollte, auf 11 000 Franken herauszusetzen. Aber der Abg. Gounin bestand darauf, daß sämtliche Gehälter bis 12 000 Franken von der Kürzung verschont bleiben sollten.

Die Kammer hat den Antrag Gounin, gegen den die Regierung die Vertrauensfrage eingeleitet hatte, dann mit 321 gegen 247 Stimmen angenommen. Die Regierung kam also in die Minderheit, und die anwesenden Minister haben sofort das Parlament verlassen. Das Rücktrittsschreiben wurde dem Präsidenten der Republik überreicht, der die Demission annahm.

Von allen französischen Kabinetten, die nicht schon bei ihrem ersten Auftreten vor der Kammer gestürzt wurden, hat die Regierung Sarraut die kürzeste Lebenszeit erreicht. Vor genau einem Monat, in den Morgenstunden des 24. Oktober, war das Kabinett Daladier über die Frage des Budgetausgleiches gestürzt, und drei Tage später hatte Albert Sarraut, der in den vorangegangenen Kabinetten Kolonial- und Marineminister gewesen war, die meisten Mitglieder der alten Regierung, darunter vor allem Daladier als Kriegeminister und Paul Boncour als Außenminister, zu einer neuen Kombination unter seiner Führung vereinigt. Die vordringlichste Aufgabe dieses Kabinetts war es, die Wiederherstellung des Budgetgleichgewichtes erneut zu versuchen.

Es ist die vierte Krise der gegenwärtigen Legislaturperiode, die auf den Kammerwahlen vom Mai 1932 beruht. Mitte Dezember wurde Herriot gestürzt, Ende Januar Paul Boncour. Daladier hatte durch außergewöhnliche Umstände eine längere Atempause.

Aber jedes neue Kabinett ist in seiner Zusammensetzung und seinen Schicksalen nur ein Ausdruck der Krise, die das parlamentarische System auch in Frankreich durchmacht. Es hat auch in Frankreich in der letzten Zeit nicht an Stimmen gefehlt, die auf das Bedenkliche und Unheilgemäße der fortwährenden Ministerflucht hinwiesen. Die Stabilität der Macht wird auch dort als eine mehr denn je notwendige Vorbedingung für eine gesunde Politik erkannt.

Popoffs Zellennachbar

Belastende Aussagen. — „Schlagen“ und „bearbeiten“.

Leipzig, 24. November.

In der Freitagssitzung des Reichstagsbrandprozesses werden die Zeugenvernehmungen fortgesetzt.

Zu der Aussage des Zeugen Barz wird Frau Meyer vernommen, die damals als Pflegerin bei Barz wohnte und für dessen Kinder sorgte. Die Zeugin bezeichnet es unter ihrem Eid ausdrücklich als ausgeschlossen, daß eine solche Bepflegung, wie sie der Zeuge Grothe behauptet hatte, in der Wohnung von Barz stattgefunden habe. Zur gleichen Frage wird als Zeugin Fräulein Mack vernommen, die in jener Zeit Untermieterin bei Barz war.

Der nächste Zeuge, der Elektromonteur Meyer, war kommunistischer Literaturorganisator in derselben Organisationszelle wie Grothe. 1931 sei er aus der Partei ausgestiegen, weil er das Zeitungsleben und die Versammlungsiprenungen nicht mehr mitmachen wollte. Zu der ihm vor-

gehaltenen Aussage erwiderte, daß Meyer in einem Vorat des Roten Frontkämpferbundes im Februar dieses Jahres sich in Alarmzustand befunden habe, sagt der Zeuge: Wenn Grothe das gesagt hat, dann hat er die Unwahrheit gesagt! Auf eine Frage des Oberreichsanwaltes bestätigt der Zeuge, daß ihm die Parole „Schlagt die Faschisten, wo ihr sie trefft“ bekannt war.

Dimitroff: Wie hat der Zeuge diese Parole verstanden?

Zeuge Meyer: Wir haben in unserer Zelle darüber diskutiert und haben gesagt, daß diese Parole sehr unglücklich gehalten sei. Wir waren der Meinung, daß der Herausgeber dieser Parole die Bearbeitung der Nationalsozialisten meint.

Vorsitzender: Haben Sie sonst im Leben schon einmal gehört, daß man unter „Schlagen“ ein Bearbeiten durch überzeugende Worte versteht?

Der Zeuge schüttelt den Kopf, und der Vorsitzende erwidert: Ich auch nicht!

Dimitroff: Ich möchte zum Beispiel die Anlage kaputt schlagen und das bedeutet für mich auch nicht, daß ich den Oberreichsanwalt totschlagen will. (Heiterkeit.)

Es folgen dann die Zeugenvernehmungen über die von den Angeklagten Taneff und Popoff behauptete Anwesenheit im Aschinger Lokal in der Potsdamer Straße am Brandabend zwischen 7 und 9 Uhr. Die Kellner Dombek, Borchert und Nachmar können sich nicht erinnern, am Brandtage Popoff und Taneff im Lokal gesehen zu haben.

Nach der Pause wird der Zeuge Weinberger aus der Strafkast vorgeführt, der wegen Bestechung zu zwei Jahren Gefängnis verurteilt worden ist. Der Zeuge hatte seine Zelle in Berlin neben der des Angeklagten Popoff. Während der Haft hat er wiederholt Gelegenheit gehabt mit Popoff zu sprechen. Popoff habe ihm seine Unschuld beteuert und wiederholt geäußert, daß er mit der Brandstiftung im Reichstage nichts zu tun habe. Er habe aber die Befürchtung geäußert, daß er wegen Fahvergehen, wegen Devisenvergehen und vielleicht auch wegen Hochverrat bestraft werden könnte. Er habe zu Popoff gesagt, daß er einen sehr schweren Stand haben werde, denn niemand werde ihm seine Angaben über seinen Berliner Aufenthalt glauben. Darauf habe Popoff erwidert:

Ausgerechnet muß mich gerade jemand in der Dorotheenstraße gesehen haben.

Popoff habe dann noch so etwas von der Roten Hilfe, Rotfrontkämpferbund usw. geäußert. Die Frage des Reichsanwaltes Parrissus, ob der Zeuge die Mitteilung Popoffs so aufgefaßt habe, daß er tatsächlich in der Roten Hilfe gewesen sei, wird von dem Zeugen Weinberger bejaht. Der Zeuge sollte durch seine Frau Frau Sobekti bitten lassen, die von Popoff in der Wohnung vorhandenen Aufzeichnungen zu befechtigen.

Erregte Szenen

Der Vorsitzende hält dann dem Angeklagten Popoff die einzelnen Aussagen des Zeugen Weinberger vor. Ueber die Dorotheenstraße will er mit keinem Wort zu Weinberger gesprochen haben. Popoff wird dabei ziemlich erregt und erklärt, er sei empört darüber. Er habe bisher immer erklärt, daß er niemals in der Roten Hilfe gewesen sei und ausgerechnet solle er nun dem Gefangenen das erzählt haben.

Der Zeuge Weinberger wendet sich erregt zu Popoff und ruft aus: Das ist ja unerträglich, daß Popoff mich jetzt Lügen straft! Ich weiß es ganz genau, daß er mir das gesagt hat, und zwar zwei Tage vor meinem Haftprüfungs-termin.

Als der Angeklagte Dimitroff haltblau wiederholt Bemerkungen macht, verbittet sich der Vorsitzende dies energisch und droht Dimitroff erneut schärfste Maßnahmen an.

Als nächste Zeugin wird Frau Kühner vernommen. Die Zeugin hat am 27. Februar abends einem Vortrage im Nationalen Klub gegenüber dem Reichstagsgebäude beigewohnt. Der Vortrag begann um 8,45 Uhr. Die Zeugin ist etwas verspätet eingetroffen und gegen 9 Uhr oben im Klub gewesen. Ich war ungefähr, so erklärt sie, 50 Meter vom Portal 2 entfernt, als ich bemerkte, daß die Tür geöffnet wurde. Mir fiel es nun auf, daß ein Herr aus dem Reichstag heraustrat, sehr schnell die Stufen herunter sprang und in schnellem Tempo nach Richtung Kroll-oper ging. Auf Aufforderung des Vorsitzenden steht der Angeklagte Popoff auf, die Zeugin sieht ihn an und sagt, sie könne nicht unter ihrem Eid sagen, daß der von ihr gezeichnete Mann die Figur Popoffs gehabt habe.

Dann wird die Verhandlung auf Samstag vertagt.



Einweihung des Otto-Mery-Gedenksteins.

Der Chef des Kraftfahrwesens der SA. und Führer des NSKK, Obergroßgruppenführer Hühnlein, weichte auf der Ausschuß vom Nationalsozialistischen Kraftfahrkorps zur Erinnerung an ihren hier tödlich verunglückten Kameraden Otto Mera errichtete Denkmal ein.



Das kleine Mädel der Landstrasse

ROMAN VON ANNY VON PANHUYS.

71

Nachdruck verboten.

„Nichts Besonderes, liebe Angela, ich habe mich ge-
sehen. Aber das war die Strafe dafür, daß ich in eine
fremde Schublade gekuckt habe. Wir wollen schleunigst
hier fortgehen, denn eigentlich haben wir hier gar nichts
zu suchen.“

Angela lächelte auch und folgte mit „Bruder“ ihrer
Lehrerin.

Felizia aber dachte immer wieder an die Schublade des
kleinen Zierschranks, die halb offen gestanden und die
sie ganz geöffnet. Verschiedene Photographien hatten
darin gelegen, und obenauf ein Bild, das ihr den Schrei
entlockt. Ein Bild, das ihre Gedanken verwirrt.

Aber allmählich begann sie zu zweifeln, ob sie richtig
gesehen; allmählich fing sie an zu glauben, ihre Phantasie
wäre ihr durchgegangen. Schließlich war sie schon beinahe
überzeugt, daß sie sich getäuscht haben mußte. Wie sollte
sich auch ein Bild des Mannes, den sie erkannt zu haben
glaubte, hierher verirren in das Hügelschloß!

Sie belächelte sich selbst, aber ganz ruhig wurde sie
nicht. Ein paar Tage später schlug sie ein Versteckspiel
vor, und Angela ging sofort darauf ein.

Felizia Wartberg benutzte die Gelegenheit, die sie ge-
schaffen, und eilte, so schnell sie konnte, nach oben in die
Kumpeltammer. Sie redete sich selbst ein, daß sie sich dort
nur verstecken wollte, doch ihre erste Bewegung galt dem
betreffenden Kasten im Zierschrank. Mit bebenden
Händen riß sie die kleine Photographie daraus hervor
und starrte darauf.

Nein, ihre Phantasie hatte ihr keinen Streich gespielt,
sie hatte sich nicht getäuscht. Das leichtsinnige Männer-
gesicht mit der hochgepöbelten Nase und dem Hochmuts-
lächeln kannte sie, kannte es leider zu genau. Aber wie
kam das Bild hierher? War er, den es zeigte, vielleicht
gar hier gewesen und hatte eine seiner raffiniert aus-
geklügelten Gastrollen gegeben? Er verstand es ja
meisterhaft, sich an vornehme Familien heranzupirschen.
Erinnerungen kamen beim Anblick des Bildes auf sie zu
und quälten sie.

Die Tür, die nur angelehnt war, wurde aufgerissen,
und das Bild entfiel ihren zitternden Händen. Felizia
wurde totenbleich, denn statt der erwarteten Angela, die
sie suchen sollte, stand Herr von Schenk vor ihr.

Ein erregender Zwischenfall

Fast eine Minute lang blieb alles still zwischen Felizia
und Ehrfried von Schenk. Endlich stammelte Felizia
leise:

„Wir spielen Verstecken, Angela und ich, da habe ich
mich hier verstecken wollen.“

Er schloß die Tür hinter sich, sagte sehr ernst:

„Ich begreife nicht, daß dies Zimmer nicht verschlossen
ist. Ich hatte eigentlich angenommen, Fräulein Züttner
würde darauf achtgeben. Betrachten Sie, bitte, fortan
diesen Raum als eine Art Kabinett oder mein-
wegen als Spitzkammer, Fräulein Wartberg. Glauben
Sie mir, es geht wirklich darin um; die Vergangenheit
geht darin um. Verirren Sie sich lieber nicht mehr hierher!
Im übrigen wird das Zimmer auch von jetzt an ver-
schlossen sein.“

„Verzeihen Sie, Herr von Schenk“, murmelte sie und
wollte an ihm vorbei.

Er hielt sie am Ärmel fest.

„Einen Augenblick noch, Fräulein Wartberg, bitte, denn
ich will Ihnen keine Rätsel aufgeben. In dieser Stube
befindet sich nämlich so allerlei, was besser von mir ver-
brannt worden wäre. Aber ich hätte ein großes Feuer
machen müssen, und das ging doch nicht, der Teufel wegen.
Da ließ ich also hier heraufbringen, was mich unten zu
sehr störte. Ein paar Möbel, die sich meine Braut selbst
ausgesucht und die ich nicht mehr sehen mochte, ein Bild
von ihr und ein Bild von meiner jungen Schwester.“

Seine Stimme wurde rau. „Man wird Ihnen ja doch
den Klatsch hinterbringen. Darum ist es besser, Sie hören
die Wahrheit gleich von mir. — Kurz vor meiner Hoch-
zeit erfuhr ich, daß meine Braut die Geliebte meines besten
Freundes war, und meine Schwester floh vier Jahre später
mit einem Menschen, den sie kaum kannte, und heiratete
ihn gegen meinen Willen in London. Er war ein Lump,
der sie hinabzog, bei dem sie aber blieb, statt zu mir zurück-
zukehren, als ich sie rief. Selbst dann noch, nachdem sie
ihm ihren ganzen Reichtum geopfert hatte. Also meine
Schwester ist nicht tot.“

Seine Augen fielen auf die kleine Photographie, die
Felizia vorhin aus den Händen geglitten. Er bückte sich
danach.

„Dieses Bild des Menschen, der sie ins Netz gelockt,
hat sie, die meine Schwester gewesen, in ihrem Zimmer
vergessen. Fräulein Züttner fand es nachträglich und hat
es wohl hier heraufgetragen.“

Er riß das Bildchen in kleine Stückchen, die er in die
Tasche steckte.

„Verbrannt sollen die Reste werden, in Asche sollen sie
aufgehen! Seit drei Jahren lebt meine Schwester mit
dem Menschen.“ Er hob leicht die Hand. „Bitte, kommen

Sie nun, in diesem Zimmer ist nicht gut sein. Ich wollte
in die Turmstube, um mir eins der alten Bücher zu holen,
die dort aufgehoben werden, und sah zufällig die Tür
hier um einen Spalt breit offen.“

Um Felizias Lippen zuckte es, und über ihre Wangen
zogen rosige Schleier der Scham. Sie wollte bekennen:
der Mann auf dem Bilde, den Sie einen Lumpen genannt,
ist mein Verlobter gewesen, den ich geliebt! — Aber sie
wagte es nicht. Sie hatte das Gefühl, wenn sie es sagte,
mußte sie so rasch wie möglich das Schloß verlassen, und
dann fing die Jagd nach einer Stellung von neuem an.
Der Mann, der ihr Leben elend gemacht, es beinahe ganz
verpfuscht, durfte nicht noch die Schuld daran tragen, daß
sie hier wieder fort mußte. Sie hatte es gut hier, und sie
hing in Liebe schon an Angela.

Sie preßte die Lippen fest aufeinander, damit ihr nur
nicht entschlüpfte, was niemand zu wissen brauchte.

Herr von Schenk fragte:

„Wollten Sie etwas sagen? Es schien mir eben so.“

Sie schüttelte mit dem Kopfe.

„Nein, Herr von Schenk! Ich habe nichts sagen wollen.
Vielleicht ein Wort des Bedauerns für Sie. Aber darauf
können Sie sicher verzichten.“

Er hob den Kopf höher.

„Da haben Sie recht. Bedauern brauche ich nicht.“

Die Tür flog auf. Angela und ihr Hund hasteten her-
ein. Das junge Mädchen strahlte:

„Ich habe Sie gefunden, Fräulein Wartberg, und Sie
auch, Herr...“ Sie lachte und lachte. „Wist ja mein Papa!
Ich verspreche mich aber noch manchmal.“ Sie lächelte zu
dem großen Mann empor. „Hast du dich auch versteckt,
Papa?“

Er lächelte zurück:

„Ich wollte in die Turmstube gehen und sah die Tür
hier ein wenig offen, fand auf diese Weise Fräulein
Wartberg.“

Angela hing sich an seinen Arm. Sie war schon recht
zutraulich geworden und bat:

„Nimm uns mit in die Turmstube. Man hat von dort
einen so schönen Ausblick.“

Er nickte nur. Felizia dagegen bat:

„Ich möchte ein Weichen in mein Zimmer gehen. Ich
habe, wie mir eben einfällt, einen ganz wichtigen Brief
zu schreiben.“

Angela lächelte:

„Ich gehe also mit Papa allein.“

Felizia eilte die Treppe hinunter und riegelte sich in
ihrem Zimmer ein. Sie mußte, wenn auch für noch so
kurze Zeit, allein sein mit dem Ältesten, das sie nun
wußte.

Der Mann, dem sie sich für das ganze Leben hatte zu
eigen geben wollen, der ihr so viel Schaden zugefügt, war
jetzt der Mann von Herrn von Schenks Schwester, hatte
also in ihr ein willigeres Werkzeug gefunden, als sie selbst
gewesen, hatte ihr wohl längst das Zeichen seines Hoch-
staplerturns aufgedrückt. Sonst wäre sie bestimmt nicht
mehr bei ihm.

Sie sank in die Sofaede und preßte die Hände vor das
Gesicht. In Grund und Boden schämte sie sich ihrer Ver-
gangenheit und konnte doch nichts dafür — konnte doch
gar nichts dafür.

Sie hatte allein dagestanden in der Welt, war glücklich
gewesen, der Liebe zu begegnen.

Der Liebe? Oh! in Grund und Boden schämte sie sich
dieser Liebe. Nichts war davon zurückgeblieben als ein
Vodensatz von Widerwillen und Abscheu. Aber wie! ein
Zufall, der sie gerade in das Haus des Mannes geführt,
dessen Schwester Kurt von Mersners Frau geworden!

Nichtig von mir wäre es, wenn ich jetzt zu Herrn von
Schenk ginge und ihm die volle Wahrheit sagte! ging es
ihm durch den Kopf. Aber vielleicht mußte sie dann von hier
fort, und davor fürchtete sie sich.

Sie hatte nie eine rechte Heimat gehabt. Ihre Eltern
waren früh gestorben, doch hatten sie ihr ein ansehnliches
Vermögen hinterlassen. Ein eiskalter, nüchterner Vor-
mund nahm sie in sein Haus, erzog sie mit Hilfe seiner
ebenfalls eiskalten, nüchternen Frau. Sie mußte, ohne be-
sonders gefragt zu werden, den Beruf einer Lehrerin
wählen. Dafür ging ein Teil des Vermögens drauf;
dennoch blieb noch ein netter Rest. Sie fand Stellung als
Erzieherin in einem reichen Hause in einer kleinen bap-
tischen Stadt. Raum mündig, lernte sie dort Kurt von
Mersner kennen, der in dem städtischen Rechtsanwalts war.
Und mit der Bekanntschaft fing alles Böse für sie an. Nie-
mand beriet sie, niemand warnte sie. Der Vormund schrieb
nur kühl: Tue was du willst. Du bist ja volljährig...
Seine Frau war der gleichen Meinung.

So ging sie, unbeten und ungevarnt, in ihr Un-
glück. Sie verlobte sich, gab ihre gute Stellung auf und
zog in eine Pension des Städtchens, um dem Manne ihres
Herzens bis zur Hochzeit nahe zu sein.

Dann kam ein Schreckenstag. Kurt von Mersner hatte
anvertrautes Geld unterschlagen, und ehe sie ihm noch
freiwillig behilflich sein konnte, forderte er in dreifacher
Höhe ihr Vermögen, um die Unterschlagung zu decken. Es
blieb dann, ein alter Verwandter hätte alles gut gemacht.

Die aber bewarf man mit Schmutz, Mänsche, sie häng-
Kurt Mersner zu großen Gelbtausgaben verurteilt. Aus-
dem Anwaltsstande wurde er ausgestoßen. Und dann
sagte er ihr roh: Ein armes Mädel könnte ihm nichts
mehr nützen als Frau. Aber seine Freundin sollte sie sein.
Mit einer so schönen Blondinen mußten sich Gimpel-
fänger lassen. Pfui Teufel!

Sie zitterte, als sie an die Gemeinheit dieser Worte
dachte.

Sie schloß die Augen — sann: Das lag doch alles
schon weit, weit hinter ihr. Sie sollte gar nicht mehr daran
denken.

Sie hatte ja auch nicht mehr daran denken wollen...
Das Bild, das ihr so unvermutet zu Gesicht gekommen,
trug die Schuld daran. Vergessen wollte sie den erregen-
den Zwischenfall und alles das, was er wieder in ihr auf-
gewühlt.

Ein Wiedersehen.

Oesters wanderte Angela mit „Bruder“ nach dem
Friedhof. Manchmal begleitet von Felizia. Aber oft lag
das Mädchen:

„Lassen Sie mich, bitte, allein zum Vater gehen, liebe
Fräulein Wartberg. Ich möchte so gern allein mit ihm
sprechen!“

Felizia blieb dann immer zu Hause.

Herr von Schenk stimmte ihr zu. Man sollte Angela
auf ihren Wunsch allein gehen lassen. Er gab in solchen
Dingen immer nach. Er wollte Angelas Liebe vollständig
gewinnen. Immer mehr, immer fester.

Der Hügel war jetzt in Ordnung und reich mit Herbst-
blumen besetzt. Auch eine Tafel war angebracht, darauf
stand nur „Peter Everhard“ und das Sterbedatum. Dar-
unter die Worte: „Ein armer Wanderer fand hier Ruh!“

Angela hatte die Worte auf den Rat Ehrfried von
Schenks ausgewählt.

Es war ziemlich kühl an diesem Nachmittag. Angela
tuschelte sich fester in den dicken, pelzbefestigten Mantel ein,
den sie leghin aus Frankfurt erhalten.

Sie stand vor dem Grabe und erzählte mit leiser
Stimme dem toten Vater, wie gut es ihr gehe. So gut,
daß er sich das gar nicht vorstellen konnte. Sie machte sich
endlich langsam auf den Nachhauseweg.

Ein Herr begegnete ihr, grüßte, blieb stehen. Sie er-
kannte ihn sofort wieder. Bertram Moldenhauer las ihr
deutlich die Freude über das Wiedersehen vom Gesicht ab.

Er dachte wieder daran, daß ihm das hübsche Geschöpf
vor einigen Wochen ganz einfach um den Hals gefallen und
ihn geliebt hatte. Wie oft hatte er inzwischen schon daran
denken müssen! Harmlos, kindlich dankbar war der Ruf
gewesen; nichts weiter. Aber ihm war es, wenn er daran
dachte, als erinnere er sich an etwas Wunderbares.

Er fragte:

„Wie geht es Ihnen, mein gnädiges Fräulein?“

Er hatte vor der Anrede „gnädiges Fräulein“ etwas
gezögert, aber er mußte die Pflegetochter, Herrn von
Schenks wohl so anreden.

Sie lächelte:

„Mir geht es gut. Aber Sie dürfen mich Angela
nennen. Sie gefallen mir, und alle Menschen, die ich lieb
habe, nennen mich so. Der Papa und Felizia Wartberg —
deshalb sollen Sie es auch tun.“

Bertram Moldenhauer war siebenundzwanzig Jahre
alt und ein tüchtiger Arzt, auch ein fröhlicher Mensch. Er
war nicht schüchtern, aber in diesem Augenblick hatte er
eine Anwandlung von Schüchternheit. Er wußte nicht,
was er antworten sollte.

Sie fragte:

„Wie heißen Sie mit Vornamen?“

„Bertram!“ antwortete er.

„Bertram?“ wiederholte sie. Es klang fragend. „Ich
habe den Namen noch niemals gehört. Aber wissen Sie,
ich habe so vieles noch nicht gehört, was ich jetzt alles er-
lernen muß. Bertram klingt sehr fremd. Ich finde, der
Name paßt nicht zu Ihnen.“

Er nickte.

„Kann sein. Meine Freunde nennen mich Bert.“

Sie tippte ihm begeistert auf die Stelle, wo das Herz
liegt, riß dann an einem seiner Paletotknöpfe herum.

„Bert! Ja, das gefällt mir viel besser! So sage ich
jetzt zu Ihnen. Freunde müssen sich beim Vornamen
nennen. Und wir sind doch Freunde — nicht wahr?“

Er konnte sich dem Charme des kindlich plaudernden
Mädchens nicht entziehen und antwortete warm:

„Wenn Sie es wollen, Angela, bin ich Ihr Freund.“

Sie erwiderte nach zufriedenerm Seufzer:

„Ich hatte noch nie einen Freund. Die Wirtin vom
„Roten Engel“ sagte: Alle jungen Mädchen hätten heu-
zutage einen Freund; das müßte sein!“

Bertram Moldenhauer hatte Mühe, ein Lachen zu
unterdrücken. Er dachte: Herr von Schenk würde schwerlich
mit der Auffassung der Wirtin vom „Roten Engel“ ein-
verstanden sein.

Sie gingen langsam nebeneinander her. „Bruder“ lief
etwas ein Stück voraus, dann wieder ein Stück hinter-
drein.

Bertram Moldenhauer fragte:

„Wer ist denn die Wirtin vom „Roten Engel“? Ich
meine — wo wohnt sie?“

Angela machte ein erstauntes Gesicht.

„Das wissen Sie nicht? Ach, die kennt doch jeder!“ Sie
schüttelte nachdenklich mit dem Kopfe. „Nein, die kennt
wohl nicht jeder; die kennen nur solche Leute, wie Vater
und ich gewesen. Aber solche Leute gibt es eine Menge.“

Schirmsticker, Handwerksburken und Wärensührer. Vater
war doch ein wandernder Uhrmacher, aber unter den
anderen galt er noch als vornehm. Ganz weit draußen,
zwischen Karlsruhe und Mannheim, liegt die Wirtin vom
„Roten Engel“, und man kann da nächtigen. Das
Stroh ist immer gut aufgeschüttet. Man bekommt gute
Suppe und Kaffee, mit bledem Hausstücken — wenn man
es bezahlen kann.“

(Fortsetzung folgt.)



Preispolitik oder neues Bauernrecht?

Das Germanentum tritt mit der den indogermanischen Völkern eigentümlichen Verbundenheit von Blut und Boden in die Geschichte. Die Erhaltung des Geschlechtes ist Aufgabe und innerster Sinn des Vöses; daher wird im deutschen Bauernrecht der Verkauf eines Vöses erst gültig nach der symbolischen Handlung des Vöses des Herdfeuers und des Entzündens des neuen (gewissermaßen das Erlöschen des einen Geschlechtes und das Emporsteigen eines neuen). Der Bauernhof bildet ursprünglich einen geschlossenen Wirtschaftskreis: er erzeugt alle Güter, die gebraucht werden, selbst erhält sie im Austausch mit Nachbarn usw. Der nächste Schritt ist der Austausch des Bauern auf dem Markt. So richtet seine Produktion sich möglichst nach den Wünschen des Marktes (d. h. den Wünschen der Stadtbewohner). Solange nichts anderes verlangt wird auf dem Markt, als Boden und Milch unter natürlichen Umständen schafften können, ist dieser Zustand nicht ungesund. Die Entwicklung läuft aber weiter. Die Wünsche der Stadtbewohner werden immer mehr auf solche Waren hingelenkt, die unter normalen Umständen ohne den Einsatz besonderer Geldmittel nicht ohne weiteres erzeugt werden können, und der Bauernhof folgt dieser Entwicklung. Das ist der Augenblick, in dem der erste Schritt zum Kapitalismus getan ist. Der Markt richtet sich also nach dem Verbraucher und nicht nach der Produktion. Somit gewinnen fremde Gesehe die Herrschaft über die Gestaltung des Bauernhofes, Gesehe, deren Steuerung in der Hand des meistens von artfremden Elementen geleiteten Handels liegen. So wird also in Deutschland der Hof immer mehr ausschließlich wirtschaftliches Unternehmen. Während sich Gewerbe und Handel jeder Forderung des Marktes grundsätzlich ohne weiteres anpassen können, ist dieses beim Grund und Boden nur dann möglich, wenn das kapitalistische System die Anlage von Geldmitteln auf dem Grund und Boden einsetzt. Damit entwickelt sich die Verschuldung zwangsläufig um der Konkurrenz des Marktes willen und der Händler hat den Strick um den Hals des Bauern gelegt, der die eigentliche Aufgabe des Grund und Bodens vergessen hat. Der Bauer ist in die Hand des Händlers gegeben.



Marktleben im Mittelalter

Rechtlich vollzog sich die Entwicklung in Deutschland folgendermaßen: Das alte deutsche Recht war ein Bauernrecht. In das rein bäuerliche Gebiet beginnt sodann das römische Recht einzudringen, das sich im Laufe der Jahrhunderte zu einem rein händlerischen eingestelltem Recht entwickelt hatte. Im 16. Jahrhundert stabilisierten in den Städten die absoluten Fürsten das römische Recht. Auf dem Lande jedoch galt noch das alte deutsche Bauernrecht. Wegen des Vordringens des artfremden Rechtes erhob sich in den Bauernkreisen die erste Abwehrbewegung.

Der Kampf um das alte Bauernrecht

War der Grund für die Bauernkriege, nicht etwa in erster Linie eine Unterdrückung des Bauern durch den Adel. Wo diese stattgefunden hatte, war sie erst eine Folgeerscheinung artfremder Rechtsbegriffe gewesen. Das erste Bauernmanifest aus dem

Schwarzwald enthält nicht die Forderung des Kampfes gegen den Adel und ist vollständig legal und unblutig gehalten. In diesem Manifest wird die Forderung nach dem alten Recht erhoben. Wirtshäuser beim Bauern und beim Adel führen zu Ausschreitungen. Ein Mann aber hatte erkannt, daß die Geschlossenheit des deutschen Bauerntums zum Siege führen könnte: Florian Geyer! Doch



Bundschuh und Bauernkrieg

auch ihm war die Erkenntnis nicht aufgegangen, daß die Stürme der damaligen Zeit die Auseinandersetzungen zweier Weltanschauungen, der bäuerlichen und der händlerischen, gewesen sind.

Damals führte der Kampf des Bauern nicht zum Ziel und noch heute kennen wir das Lied: „Geschlagen ziehen wir nach Haus, unsere Enkel fechten besser aus...“

Der Liberalismus, die Erhebung der Forderung zum Gestalter der Politik, bildete den zweiten Schlag des artfremden Denkens. Der Freiherr vom Stein nahm den Kampf um das deutsche Bauerntum auf und erreichte eine teilweise Befreiung. Hardenberg jedoch führt das Werk Stein's in den Liberalismus hinein. „Der Markt“, und später der „Weltmarkt“ sind offiziell die Gestalter der Politik geworden. Und so erschloß sich folgerichtig die unaufhaltsame Entwicklung des deutschen Landes, das Abfließen des deutschen Bauernhofes in die Großstädte und schließlich in alle Teile der Welt nach Übersee. Wegen dieser Entwicklung stand das alte deutsche Bauernrecht verhältnismäßig im ganzen 19. Jahrhundert und bis auf unsere heutige Zeit in einem tief innerlich empfundenen Gegensatz. Im Jahre 1900 wurde das liberalistisch-händlerische R. G. B. das offizielle deutsche Recht. Das deutsche Bauernrecht war im besten Falle noch als bäuerliches Brauchtum erhalten.

Auch heute leben große Teile des deutschen Bauerntums und des deutschen Volkes außerhalb des Grundbegriffes des deutschen Bauernhofes noch nicht und versuchen vom Liberalismus her ausschließlich auf dem Wege der Preispolitik dem deutschen Bauern zu helfen. Im Grunde genommen gehen alle solche Bemühungen an der Kernfrage der Erhaltung der deutschen Zukunft vorbei. Man muß den Kampf führen um die Beseitigung der Ursache für die Krankheit und dann wird nicht nur das Krankheits-symptom verschwinden, nämlich das Bauernelend, sondern auch die Voraussetzung für die zukünftige Gesunderhaltung des deutschen Bauerntums geschaffen sein. Welt nun der Nationalsozialismus aufgebaut ist auf der Erkenntnis der Notwendigkeit der Erhaltung unserer Rasse und unseres Volkstums, war und ist er der einzige Garant einer deutschen Bauernzukunft. Der Kampf des Nationalsozialismus um den Staat von Blut und Boden ist heute nicht etwa abgeschlossen, sondern steht erst heftigster Kampf der Nationalsozialismus im Pflanze der Wirtschaft, die aus dem angenommenen kapitalistisch-liberalistischen Staat den deutschen Bauernstaat auf der Grundlage des deutschen Bauernrechtes schaffen werden. Der Bauer will mehr als eine Galgenfrist und er muß mehr wollen, denn er hat die Aufgabe zu erfüllen, blutmäßig und ernährungswirtschaftlich die Voraussetzungen einer Zukunft des gesamten deutschen Volkes zu sichern. Eine reine Preispolitik könnte mit ihrem Herumdoktern am Krankheits-symptom im besten Falle eine Galgenfrist für den deutschen Bauern erwirken. Deshalb: Es gibt keine deutsche Zukunft ohne die Sicherung unserer Rasse, und diese nicht ohne ein starkes und lebenskräftiges Bauerntum, das nur durch ein deutsches Bauernrecht zu erhalten ist!

seinem neuen Wert „Das Bauerntum als Lebensquell der nordischen Rasse“. Und die Taten, die der Reichsernährungsminister in der kurzen Zeit seiner legendären Tätigkeit dem deutschen Bauernvolk gebracht hat, beweisen die Wichtigkeit seiner oben wiedergegebenen grundlegenden Sätze.

Ziel unserer Milchwirtschaftliche Delmarbeit im Bauernstande und ohne sie gäbe es heute keine Molke- und Butter. Aber auch die Delmarbeit der händlerischen Milchwirtschaft auch weiterhin gepflegt. Das liegt in der Natur der Sache, denn die Milchwirtschaft erstreckt sich auf die Tierzucht. Die Tierzucht aber

an die Scholle gebunden und läßt sich nicht verindustrialisieren, wie es manche Leute von der Milchwirtschaft erwarten. Und weil uns unser Bauernführer mit seinen tiefgründigen Auslegungen über Blut und Boden gelehrt hat, daß es nur einen freien deutschen Bauernstand gibt, so dürfen wir auch das tiefste Vertrauen haben, daß er die Milchwirtschaftliche Delmarbeit in seinen besorgten Schutze nimmt, um dem Bauern die Freiheit seiner Produktion zu sichern.

Wenn wir dem entgegen verschleudert in der Presse auf Meinungsverschiedenheiten stoßen, so möchten wir darauf hinweisen, daß es in den Ausführungsbestimmungen zum Reichsmilchgesetz ausdrücklich heißt: „Grundsätzlich ist den Milchzeuger-Verleihen freie Wahl über die Verwertung der erzeugten Milch zu lassen.“ — Das ist auch gar nicht anders möglich, nachdem der Reichsbauernführer selbst die Richtlinien für die Freiheit der händlerischen Produktion niedergelegt hat. Es gibt kein Verbot der Versteigerung von Bauernbutter, auch wenn dies mancher Molkeverwalter im Heckerel der Rentabilität seines Betriebes herbeiführt oder gar öffentlich fordert. Das wäre eine Maßnahme zur Monopolisierung, die der Reichsbauernführer ablehnt. Aber auch der Bauernrat des Reichsbauernführers, der Reichskommissar für Milchwirtschaft, Herr von Ranne, lehnt solche die Freiheit des Bauern hemmende Maßnahmen ab.

Steht der Bauer in Zukunft, daß auf Grund der Qualitäts-erzeugung erschlagener Molkeverleihen der Milchpreis der Molke für den Bauern eine höhere Rente bringt als die Selbstversteigerung, dann wird er schon im Interesse der Selbst-erhaltung die Versteigerung an eine Molkeverleihen vorziehen. Bisher war dies jedenfalls nicht der Fall, da die früheren Verteilungs-erzeugnisse dem Bauernstand keine Hilfe brachten. Daß dies im dritten Reich anders geworden ist, steht jeder, der nicht mit Blindheit geschlagen ist. Es muß aber einmal klar ausgesprochen werden, daß es keinen Kampf um Versteigerung an eine Molkeverleihen gibt und die Milchwirtschaftliche Delmarbeit durch Maßnahmen untergeordneter Organe nicht gefährdet werden darf, denn solche Eingriffe in die Wirtschaft sind verboten!

Düngung und Ernteertrag

Als der Engländer Thomas im Jahre 1778 das Patent für die Erfindung der Phosphorsäure aus dem Elfen erhielt, mußte er zwar, daß seine Erfindung für die Industrie von weitgehender Bedeutung war, konnte jedoch nicht übersehen, daß die Landwirtschaft einen nicht minder großen Nutzen aus ihr ziehen würde. Für die Industrie bedeutet das Thomasverfahren den Schlüssel zum Wege der Stahlgewinnung. Zwar wurde schon vor Thomas mit dem Pflaster-Bruch Stahl erzeugt, aber unter der Voraussetzung, daß das Rohelien phosphorsäure war. Thomas' Erfindung ermöglichte es nun, Stahl herzustellen aus Eisen, die auch phosphorsäure sein können. Unter Verwendung des von Thomas erhaltenen Konverters, in dem mittels hindurchgepumpter Luft eine Entkohlung des Rohelien und eine Umwandlung des Phosphors in Phosphorsäure herbeigeführt wird, erstellte Thomas durch Auslegung des Konverters mit hohem Gesehelein im. Zufall von Kalt eine Verbindung der Phosphorsäure und damit ihre Herauslösung aus dem Elfen. Die Anforderungen des mit der Phosphorsäure gebundenen Kaltes im Gemisch mit anderen Bestandteilen an der Oberfläche des flüssigen Rohelien wurden in eine Kugel abgegossen und auf die vorgezeichneten Plätze geladen.

Zunächst blieb die Schlacke unbeachtet, bis sich die Wissenschaft mit diesem Nebenprodukt der Stahlgewinnung befaßte und vor allem Wagner in Darmstadt den Wert der Schlacke, die zerhackt und in Mehl gemahlen wird, für die Landwirtschaft feststellte. Nach Festlegung der auf Versuchsanordnungen ermittelten Beobachtungen in freien Feldversuchen ist das Thomasmehl — das seinen Namen nach dem Erfinder erhielt — das gebräuchlichste Phosphordüngemittel geworden. Von dem gesamten Bedarf der Landwirtschaft und der Gärtnerei an Phosphorsäuredüngemitteln werden 1. A. etwa 70% mit Thomasmehl gedeckt.

Viele Stellen, die das Thomasmehl im Düngewesen einnehmen, ist auf die bei seiner Anwendung eintretende Ertragssteigerung zurückzuführen. So ist 1. A. mit einer Thomasmehl-anabe von 100 kg je ha die Kartoffelernte um durchschnittlich 18%, die Weizen- und Gerstenernte um rund 15% gesteigert worden. Beim Weizen erhöht sich der Ertrag um 15 kg Trauben je ha und beim Spargel um rund 20%, kann bei den Tomaten weiterhin die so erwähnte Ertragssteigerung herbeigeführt werden.

Die eigentlichen Ursachen der Wirkung des Thomasmehls waren unbekannt, bis es Dr. A. Wilhelm jetzt gelungen ist, durch intensive Forschungsarbeiten reiflos aufzuklären, wie sich das Thomasmehl im Boden verhält. Wenn auch etwa 50% Kalz, dagegen nur 16% Phosphorsäure im Thomasmehl enthalten sind, so erfolgt die Verwertung ausschließlich nach dem Gehalt an aktiven-säurelöslicher Phosphorsäure. Viele Bewertungsversuche hat nun zu der Auffassung geführt, daß zur Lösung der Phosphorsäure eine Säurewirkung erforderlich sei, zumal Laboratorienversuche ergeben haben, daß die Phosphorsäure des Thomasmehls nicht wasserlöslich im Sinne des Chemikers ist. Entgegen dieser jahrzehntelangen Ansicht hat Dr. A. Wilhelm den Nachweis erbracht, daß die Phosphorsäure des Thomasmehls durchaus wasserlöslich ist. Zwar ist der Lösungsvorgang nicht derart, daß durch eine einmalige Einwirkung des Wassers sämtliche Phosphorsäure gelöst wird, vielmehr ist zur völligen Lösung eine entsprechende Behandlung mit Wasser erforderlich. Diese Voraussetzung ist in der Natur dadurch erfüllt, daß der als Lösungsmittel wirkende Regen sich in gewissen Abständen über die ganze Jahreszeit verteilt. Für die Wirkung des Thomasmehls ist nicht sein Verhalten im Regen-glas des Laboratoriums, sondern sein Verhalten im Aderboden entscheidend.

Besonders ist die Frage der unterschiedlichen Wirkung einzelner Thomasmehls aufgeführt worden. Diese ist darauf zurückzuführen, daß ein verschiedenes hohes Gehalt an Silikaten und freiem Kalz vorliegt. Nach Kenntnis dieser Dinge ist es nunmehr möglich, diesen Umständen Rechnung zu tragen und bei der Versteigerung des Thomasmehls die Zusammenlegung entsprechend zu regeln. Somit ist wiederum ein wesentlicher Schritt im Düngewesen erfolgt, der nicht nur der Landwirtschaft, sondern auch dem Gartenbau zum Nutzen gereicht. Wie die Sonne sich für das Wachstum der Pflanzen erforderlich ist, so unentbehrlich ist auch der Regen für die Lösung der im Boden vorhandenen Nährstoffe, die durch ihn für die Pflanzen gelöst und aufnahmefähig gemacht werden.

Bäuerliche Heimarbeit in der Milchwirtschaft

„Bauer sein, heißt frei sein! Wer in seinem Betrieb nicht schalten und walten kann, wie es ihm beliebt und die Freiheit seiner Tätigkeit nicht nach Gutdünken verwerten darf, ist kein Bauer, sondern Verwalter oder Pächter, Knecht oder Hülfer.“

So schreibt R. Walther Darré, unser Reichsbauernführer, in



Die tote Sau mit den Fingerabdrücken. — Andere Zeiten, andere Sitten. — Der schlaue Bauer. — Ein galanter Flegel.

Den besten Stoff für Theaterstücke liefert das menschliche Leben, so war es schon immer und so wird es auch bleiben, nur sind nicht alle Vorfälle für eine Bühnenbearbeitung geeignet. Einer dieser Fälle, eine schaurige Mordtat, in deren Mittelpunkt ein braves und gemäßigtes Schwein steht, und ihre bedauerlichen Folgen sollen hier in Kurzform festgehalten werden. 1. Akt. Im Stalle eines thüringischen Bauern. Nachtschweine weichen drängen Diebe in den Stall und erschossen und barmherzig das edle Vorstentier in seiner lieblich duftenden Behausung und versuchten es dann in Sicherheit zu bringen. Aber die Mordbuben kamen nicht weit. Schon im Nachbargarten mußten sie den „Schwergewichtler“ liegen lassen und selbst „verduften“, wenn sie nicht erkannt werden wollten.

2. Akt. Im Hofe des Landwirts. Der bestohlene Landwirt ließ die Reste seiner Prachtsau bergen und verständigte einen Metzger, der diesen so unruhig dahingefahrenen Fettschinken sachmännisch ausschneiden sollte. Aber der Herr Bürgermeister erschien und legte kraft seines Amtes als Ortspolizeigewaltiger Einspruch gegen das Ausschneiden ein. Mit seinen Argusaugen hatte er nämlich auf dem Fell des Vorstentieres blutige Fingerabdrücke wahrgenommen, die nun im Interesse der Ermittlung der fluchwürdigen Täter sicher gestellt werden sollten. Zwar suchte er, um das Verfahren zu beschleunigen, alle Fehel der Kriminalmaschinerie in Bewegung zu setzen; doch soll es für die Kriminalpolizei manchmal wichtigere Dinge geben, als die unersättliche Ausrüstung eines Schweinefleischhändlers. Als die feinstkörnigste „Mordkommission“ auch am nächsten Morgen noch nicht eingetroffen war, gab der Ortspolizeichef schließlich die tote Sau mit samt den verräterischen Fingerabdrücken zur bestimmungsgemäßen Verwendung im Kochtopf und Wurstmaschine frei. Doch, o Schreck, das Fleisch war zum menschlichen Genuß verdorben, weil es nicht genügend ausgeblutet war.

3. Akt. Vor den Gerichten. Der geschädigte Landwirt war nicht Mann, um sich schicksalsergeben mit diesem Tatbestand abzufinden. Er verlangte vielmehr von der Gemeinde Schadenersatz aus dem Gesichtspunkt einer Amtspflichtverletzung ihres Oberhauptes. Beharrlich suchte er seine gerechte Sache bis zum höchsten deutschen Gericht durch, das seine Gesandtenprüge auch endgültig als gerechtfertigt anerkannte. Die Gerichte waren der Ansicht, daß der Bürgermeister in seinem an sich löblischen Dienstvertrauen etwas kurzfristig verfahren war. Es hätte zweifellos genügt, im Interesse der Ermittlung der Täter diejenigen Körperteile des Schweines sicherzustellen, auf denen sich die Fingerabdrücke befanden. Nicht aber war das Gemeindeoberhaupt befugt, das ganze Tier solange zu beschlagnahmen, zumal der Herr Bürgermeister selbst ein Kind des Landes, mußte und wissen mußte.

Wie schnell das Festen eines nicht richtig ausgebluteten Fettes verdirbt.

Und nun die Moral von der Geschichte: Spießbuben sollen die Säue in Ruhe lassen und ein Beamter muß, auch bei einer Amtshandlung wie dieser, die Interessen seiner Staatsbürger berücksichtigen.

Man steht, es ist nicht so leicht, es allen recht zu machen und trotz des besten Willens ergeben sich oft die merkwürdigsten Erfahrungen. Wie der englische Rundfunk z. B. in einer Umfrage feststellte, werden die Kinder und der Sender zu 75 Prozent von Erwachsenen gehört und umgekehrt die zu gleicher Zeit gesendete Tanzmusik zu 75 Prozent von Jugendlichen. Ja, man kann fast meinen, daß sich die Geschmack der Hörer in den verschiedenen Altersklassen erheblich verändert hätten. Andere Zeiten, andere Sitten. Die Hauptsache aber ist, daß die Sendungen ihren Zweck nicht verfehlt haben.

Wenn man immer das erreicht, was man erreichen will, dann ist ja keine Mühe zu groß. So hatte ein Bauer am Niederrhein, nachdem ihm wiederholt Räben vom Felde gestohlen waren, zur Ermittlung des Täters ein ganz fein ausgedacht Mittel angewandt. Als ihm nochmals Räben abhanden gekommen waren, ging er mit dem Polizeibeamten in den Keller des des Diebstahls Verdächtigten, der aber leugnete, die Räben als eigene Ernte bezeichnete und den Gegenbeweis verlangte. Der bestohlene Bauer zog ein Messer aus der Tasche, zerschneidete die Räben und fand in jeder Räbe ein Streichholz, mit dem der Bauer die am Wege wachsenden Räben gespickt hatte. So war der Dieb zu seinem größten Schrecken überführt und der Bauer durfte vor weiteren „Ermittlungen“ sicher sein.

Das Verhalten des Diebes gegenüber seinen Mitbürgern ist durchaus verwerflich. Ein viel besseres Beispiel gab der „Verhönerer“ eines französischen Städtchens, der in der Lotterie den Haupttreffer erhielt. Als ihn die Nachricht vom großen Los erreichte, sah er gerade am Stammtisch, und seine Freunde konnten es nicht begreifen, daß der im Augenblick reichste Mann seine Ruhe völlig bewahrte. „Was ist schon dabei“, hatte er kurz gesagt. Aber der Flegel wollte seinen Mitbürgern auch etwas von seinem Glück abgeben und hat sich bereit erklärt, zur Feier des Gewinns von fünf Millionen Franken — und um seinem Beruf als „Verhönerer“ treu zu bleiben — eine ganze Woche die männlichen Einwohner von Tarascon gratis zu rasieren. Man kann sich den Andrang, der seitdem in seinem Laden herrschte, vorstellen. Aber der neue Millionär ging noch weiter. Er hat als galanter Mann den Frauen des Städtchens versprochen, ihnen Zeit seines Lebens umsonst Dauerwellen zu machen. Denn eine Beschäftigung muß ja auch ein Millionär schließlich haben.

Einen guten Bürger muß es mit Stolz erfüllen, sein Leben lang so viel zur Verschönerung seiner Vaterstadt beitragen zu dürfen.

Rundfunk-Programme

Frankfurt a. M. und Kassel (Südwestfunk).

Jeden Freitag wiederkehrende Programm-Nummern: 6 Morgens; 6.05 Morgensonntag; 6.30 Gymnastik I; 6.45 Gymnastik II; 7 Zeit, Nachrichten; 7.10 Wetter; 7.15 Frühkonzert; 8.15 Wasserstandsmeldungen; 8.20 Gymnastik für die Frauen; 8.40 Frauenfunk; 10 Nachrichten; 11 Werbesong; 11.55 Wetter; 12 Mittagskonzert; 13.15 Zeit, Nachrichten; 13.25 Lokale Nachrichten, Wetter; 13.35 Mittagskonzert; 14.30 (nur für Kassel) Lokale Nachrichten; 15.30 Gleicher Wetterbericht; 15.40 Zeit, Wirtschaftsmeldungen; 16 Nachmittagskonzert; 18.50 Wetter, Nachrichten, Wirtschaftsmeldungen, Zeit; 19 Stunde der Nation; 22 Zeit, Nachrichten; 22.20 Du mußt wissen...; 22.30 Lokale Nachrichten, Wetter; 23 Nachtmusik; 24 Nachtmusik.

Sonntag, 26. November: 6.35 Hafenkonzert; 8.15 Zeit, Nachrichten; 8.20 Wetter, Wasserstandsmeldungen; 8.25 Gymnastik; 8.45 Evangelische Morgenfeier; 9.30 Feierstunde des Schaffenden; 10 Katholische Morgenfeier; 10.45 Stunde des Chorgesangs; 11.30 Bachkantate; 12 Mittagskonzert I; 13 13 Kleines Kapitel der Zeit; 13.15 Mittagskonzert II; 14.20 Zehnminutendienst der Landwirtschaftskammern; 14.30 Stunde des Landes; 15 Rinderstunde; 16 Unterhaltungskonzert; 18 Ernst des Arbeiterbilders Ludwig Gehold; 18.25 Das Schicksal des Leutnants Nolan, dramatische Ballade; 18.45 Zum Tag der Toten, Vortrag; 19.15 Abendkonzert; 19.40 Die lebendige Ahnenbibliothek; 20 Orgelkonzert; 21.10 Abendmusik; 22 Zeit, Nachrichten; 22.20 Du mußt wissen; 22.30 Lokale Nachrichten, Wetter, Sport; 22.45 Nachtmusik; 23 Nachtmusik; 24 Nachtmusik.

Montag, 27. November: 14.40 Stunde des Liedes; 18 Französisch; 18.20 Technik auf der Straße, Vortrag; 18.35 Werkstudent im wilden Westen, Vortragsung; 20.10 November 1933, Stegreifergeschichten; 21 Drittes Montagskonzert; 22.45 Unterhaltungsmusik.

Dienstag, 28. November: 10.45 Praktische Ratsschlüsse für Küche und Haus; 14.40 Der Hausfrau zur Erholung; 18 Italienisch; 18.20 Am laufenden Band, kleine Berichte; 20 Vortrag des Reichsbundes für deutsche Sicherheit; 20.10 Tanzmusik; 21 Das deutsche Dorf, Hörfolge; 22.45 Unterhaltungsmusik; 23 Englische Studenten singen; 23.30 Allerlei Blasmusik; 24 Von deutscher Seele.

Mittwoch, 29. November: 10.10 Schulfunk; 10.45 Praktische Ratsschlüsse für Küche und Haus; 14.30 Jugendstunde; 18 Deutsch für Deutsche; 18.20 Rasse ist entscheidend; 18.35 Zeitfunk; 20.10 Welle 8, Potpourri; 22.45 Unterhaltungsmusik; 23 Szenen aus Mozarts Leben, Singpiel von Albert Porhing.

Donnerstag, 30. November: 10.45 Praktische Ratsschlüsse für Küche und Haus; 14.40 Rinderstunde; 18 Spanisch; 18.20 Verlassene tierische Wohnungen, Vortrag; 18.35 Sturm 33, Vortragsung; 20.10 Dreiklang der Lyrik; 21 Fortsetzung folgt...; musikalische Unterhaltung; 22.45 Unterhaltungsmusik; 23 Fortsetzung folgt...; 2. Teil.

Freitag, 1. Dezember: 14.40 Der Hausfrau zur Er-

holung; 18 Englisch; 18.20 Warum Familienforschung?; 18.35 Industrielle Arbeitsordnung, Gespräch; 20.10 Reise durch Westfalen; 21.10 Tanzmusik; 22.45 Unterhaltungsmusik; 24 Nachtsprache mit einem Mikrophon; 0.10 Vom Schicksal des deutschen Geistes.

Sonntag, 2. Dezember: 10.10 Schulfunk; 14.30 Jugendstunde; 18 Stimme der Grenze; 18.20 Wochenchau; 18.35 Stegreifkonzert; 20.10 Bunter Abend; 22.45 Unterhaltungskonzert; 23 Beim Röhler Sechstagerrennen; 23.15 Tanzmusik.

Stuttgart und Freiburg i. Br. (Südwestfunk).

Jeden Freitag wiederkehrende Programm-Nummern: 6 Morgens; 6.05 Frühkonzert; 6.30 Leibesübungen I; 6.45 Leibesübungen II; 7 Zeit, Frühkonzert; 7.10 Wetter; 7.15 Morgensonntag; 8.15 Wasserstandsmeldungen; 8.20 Gymnastik der Frau; 8.40 Frauenfunk; 10 Nachrichten; 11.25 Funkwerbung; 11.55 Wetter; 12 Konzert; 13.15 Zeit, Wetter, Nachrichten; 13.25 Lokale Nachrichten, Programmänderungen; 13.35 Mittagskonzert; 16 Nachmittagskonzert; 18.50 Zeit, Landwirtschaftsnachrichten; 19 Stunde der Nation; 20 Griff ins Heute; 22 Zeit, Wetter, Nachrichten; 22.20 Du mußt wissen...; 22.30 Lokale Nachrichten, Sport, Programmänderungen; 22.45 Konzert.

Sonntag, 26. November: 6.35 Hafenkonzert; 8.15 Zeit, Nachrichten; 8.20 Wetter; 8.25 Gymnastik; 8.45 Evang. Morgenfeier; 9.50 Feierstunde der Schaffenden; 10 Kath. Morgenfeier; 10.45 Gedächtnisfeier für die Gefallenen; 11.30 Bachkantate; 12 Mittagskonzert; 13 Kleines Kapitel der Zeit; 13.15 Konzert; 14.15 Stunde des Landes; 14.30 Von musikalischen Menschen, Tieren und Dingen, Plauderei; 15 Rinderstunde; 16 Unterhaltungskonzert; 18 Klaviermusik; 18.50 Sport; 19.15 November, das 11. Kalenderblatt; 20 Orgelkonzert; 20.30 Maria Stuart, Trauerspiel von Friedrich von Schiller; 21.10 Abendmusik; 22 Zeit, Nachrichten; 22.20 Du mußt wissen...; 22.30 Lokale Nachrichten, Wetter, Sport; 22.45 Schallplatten; 23 Nachtmusik; 24 Nachtmusik.

Montag, 27. November: 10.10 Orgelkonzert; 10.35 Geistertrio von Beethoven; 15.30 Das deutsche Land — die deutsche Welt; 18 Französisch; 18.20 Technik auf der Straße, Plauderei; 18.35 Redentnisse; 20.10 November 1933, Stegreifkonzert; 21 Drittes Montagskonzert; 23 Nachtmusik; 24 Nachtmusik.

Dienstag, 28. November: 10.10 Schulfunk; 10.40 Klaviermusik; 11.10 Männerchöre; 18 Italienisch; 18.20 Am laufenden Band, kleine Berichte; 18.35 Für den Landwirt; 20 Vortrag des Reichsbundes für deutsche Sicherheit; 20.10 Tanzmusik; 21 Das deutsche Dorf, Hörfolge; 23 Englische Studenten singen; 23.30 Allerlei Blasmusik; 24 Von deutscher Seele.

Mittwoch, 29. November: 10.10 Frauenfunk; 10.40 Zweite Sinfonie von Schumann; 14.30 Jugendstunde; 15.30 Die schöne Stimme, Schallplatten; 18 Deutsch für Deutsche; 18.20 Rasse ist entscheidend; 18.35 Die Aufgaben des kulturellen Films im neuen Deutschland, Vortrag; 20.10 Welle 8, Potpourri; 23 Szenen aus Mozarts Leben, Singpiel in Vortrag; 24 Nachtmusik.

Donnerstag, 30. November: 10.10 Konzert; 10.35 Röhler Singkonzert; 11 Röhler Lärche; 15 Rinderstunde; 18 Spanisch; 18.20 Verlassene tierische Wohnungen, Vortrag; 18.35 Fotovortrag; 20.10 Dreiklang der Lyrik; 21 Fortsetzung folgt...; musikalische Unterhaltung; 23 Fortsetzung folgt...; 2. Teil; 24 Nachtmusik.

Freitag, 1. Dezember: 10.10 Bunter Schallplattenkonzert; 18 Englisch; 18.20 Warum Familienforschung?; 18.35 Der juristische Ratgeber; 20.10 Reise durch Westfalen; 21.10 Tanzmusik; 23 Nachtkonzert; 24 Nachtsprache mit einem Mikrophon; 0.10 Vom Schicksal des deutschen Geistes.

Sonntag, 2. Dezember: 10.10 Orgelkonzert; 10.40 Schallplatten; 14.30 Jugendstunde; 15.30 Mandolinensong; 18 Stimme der Grenze; 18.20 Wochenchau; 18.35 Am Meeresstrand der Vorzeit in Süddeutschland, Vortrag; 20.10 Bunter Abend; 23 Hörbericht vom Röhler Sechstagerrennen; 23.15 Nachtmusik; 24 Nachtmusik.

Blutiges Tanzvergnügen

Verleburg (Kreis Wittgenstein), 24. Nov. Bei einem Tanzvergnügen in Rinthe kam es zu einer Schlägerei, in deren Verlauf der Sohn des Gemeindevorstehers von Schmeider den Fuhrmann Otto Griesing erschlug. Der Bruder des Getöteten wurde durch einen Schuß und Messerlich am Kopf schwer verletzt. Außerdem erlitt der Landwirtsgehilfe Diesel schwere Verletzungen. Das Vokal wurde bei der Schlägerei vollständig demoliert, Fenster und Türen wurden aus der Fassung gerissen.

Kirchliche Nachrichten.

Gottesdienste in der evangelischen Erlöserkirche.

Am 24. Sonntag nach Trinitatis, dem 26. November 1933.

Totenfest.

Vormittags 8.30 Uhr: Der Gottesdienst fällt aus.
Vormittags 9.45 Uhr: Abschiedspredigt von Herrn Dekan Dolzhausen (Luc. 12, 35-43).
Vormittags 11 Uhr Kindergottesdienst: Dekan Dolzhausen.
Nachmittags 5.30 Uhr: Pfarrer Lippoldt, Abendmahlsfeier mit Singelischen.
Der Kirchenchor singt in der Erlöserkirche im Gottesdienst um 9.45 Uhr vorm. und 5.30 Uhr nachm. 1. „Wenn mein Ständlein vorhanden ist“, vierstimmiger Satz von Joh. S. Bach. 2. „Wachet auf ruft uns die Stimme“, Satz von Bach. Der Volkschor bläst im Hauptgottesdienst zu Anfang den Wachstagen Satz zu „Ich meine Freude“. Trotz dem alten Drachentod dem Tode trauen und der Hürde dazu! Tobe Welt und Springe. Ich stehe hier und singe, in gar schreier Ruh'. Gottes Macht nimmt mich in acht, Erd und Abgrund muß sich scheuen, ob sie noch so dreuen“. Am Schluß bläst der Volkschor Vers 1 von Nr. 292 nach Bach'schem Satz.

Gottesdienst in der evangel. Gedächtniskirche.

Am 24. Sonntag nach Trinitatis, dem 26. November 1933.

Totenfest.

Vormittags 9.30 Uhr: Pfarrer Hülkrug.
Auf den beiden Friedhöfen am Totenfest: Auf dem alten luth. Friedhof (bei glühender Witterung) nachmittags 3 Uhr Andacht unter Mitwirkung des Volkschors. Auf dem Waldfriedhof, nachmittags 3 Uhr, in der Kapelle (bei jeder Witterung) Andacht: Pfarrer Hülkrug.

Evangelischer Vereinskalender.

Evang. Mädchenkreis in der Kleinkinderschule, Rathausgasse 11.

Zusammenkunft jeden Dienstagabend 8 Uhr.

Evangelischer Jugendbund, Höfstr. 16.

Sonntag nachm. 4.30 Uhr Bibelstunde.

Donnerstagabend 8 Uhr Röh- und Singstunde.

Evangelischer Jungfrauenverein, Rathausgasse 11.

Versammlung jeden Dienstagabend um 8 Uhr.

Gemeinsamer Chor der Erlöserkirche.

Übungsstunden am Dienstag, 28. November, für den Gesangschor und Samstag, 2. Dezember, als Hauptprobe für die Adventfeier am Sonntag, dem 3. Dezember, nachmittags 5 Uhr mit dem Weihnachtssoratorium von D. Schül.

Christliche Versammlung Elisabethenstr. 19a.

Sonntag, vormittags 11 Uhr: Sonntagsschule; nachm. 3 Uhr Vortrag. Donnerstag, abends 8.30 Uhr: Bibel- und Gebetsstunde.

Jedermann ist herzlich eingeladen.

Vereinigung der Christlichen Wissenschaftler, Bad Homburg.

Frühherer Hirten-Empfangs-Babillon am Bahnhof.

Gottesdienste: Sonntag, morgens 10.15 Uhr. Festgottesdienst.

Neuapostolische Gemeinde Bad Homburg, Höfstr. 42.

Gottesdienste: Sonntag, vormittags 10.15 Uhr.

Gottesdienste in der kath. Marienkirche.

Sonntag, den 26. November 1933.

a) Gottesdienste:

6.30 Uhr 1. hl. Messe, 8 Uhr 2. hl. Messe, gem. Kom. des Frauen- und Männervereins und des 8. Ordens, 9.30 Uhr Sonntagsmahl mit Predigt, 11.30 Uhr letzte hl. Messe, 16 Uhr Andacht. 17 Uhr Vortrag des Herrn von der Duden aus Oberhausen im großen Saal des Saalhauses über das Thema: „Die hl. Theresia vom Kinde Jesu, ihr Leben, Sterben und ihre Heiligsprechung“. In den Wochenenden und hl. Messen um 6.55 und 7.25 Uhr. Am folgenden Sonntag gem. Kom. der Schulkinder; ferner anlässlich des Kolpinggedenktag Generalcommunion aller aktiven und passiven Mitglieder des Gesellenvereins.

b) Vereine:

Sonntag, 14.30 Uhr: Rindheit-Jesu-Verein; 20 Uhr: Rotburgverein; 20 Uhr: Spielabend des Jungmännervereins im Saalbau; Montag und Donnerstag, 20.30 Uhr: Gesellenverein.

Sprechchorprobe für den Kolpinggedenktag: Mittwoch, 17-19 Uhr: Vortragsbucherei im Saalbau; 20.15 Uhr: Jungmännerverein im Saalbau; 20.30 Uhr: Röh- und Singstunde.

Einladung: Die Deutsche Kolpingfamilie zu Bad Homburg ladet hiermit alle Mitglieder und die ganze Pfarrgemeinde recht herzlich ein zu einer schlichten Feierstunde zum Gedächtnis an Adolf Kolping, dem Gesellenvater. Die Feierstunde findet statt am Sonntag, dem 3. Dezember, 8.30 Uhr, im Saalbau. Eintritt frei. Keine Restauration.

Evangelische Kirchengemeinde Gengenheim.

Sonntag, den 26. November 1933.

Vorm. 10 Uhr Hauptgottesdienst (Totenfest) Pfarrer Lippoldt.

Dienstag, abends 8 Uhr, Frauenhilfe; Donnerstag, 8.30 Uhr abends, Mädchenkreis; Freitag, 8.30 Uhr abends, Kirchenchor.

Methodistengemeinde (Kapelle) Friedrichsdorf.

Sonntag, den 26. November 1933.

Vormittags 9.30 Uhr: Predigt, anschließend Abendmahlsfeier.

Breider W. Hirt.

Mittags 12.30 Uhr: Sonntagsschule.

Abends 8 Uhr: Singstunde.

Mittwoch, abends 8.15 Uhr, Bibel- und Gebetsstunde.

Freitag, abends 8.30 Uhr: Jugendbund.

Methodistengemeinde (Kapelle) Köppern.

Bahnhofstraße 5.

Mittags 1 Uhr: Sonntagsschule.

Abends 8 Uhr: Prediger W. Hirt.

Donnerstag, abends 8.15 Uhr, Bibel- und Gebetsstunde.

Der Sonntag

Die Illustrierte Sonntagspost der Bad Nomburger Neueste Nachrichten

Deutschlands toten Kämpfern

Wieder ist die Zeit da, da in den Seelen der Menschen Sammlung und Einsicht ihren Einzug halten. Wieder flüchten wir vor dem Lärm des Alltags in die einsame Stille der Selbstbesinnung, um jener zu gedenken, die den Weg allen Fleisches gegangen sind. Der Freund, der seinen Kameraden verloren hat, die liebende Frau, die den Tod ihres Mannes betrauert, der Vater, der im Weltkrieg seine Söhne geopfert hat, sie alle versammeln sich in dieser Stunde zu einer Gemeinde, um sich die Vergänglichkeit alles Seins vor Augen zu halten und ihre Zukunft im Sinne jener geliebten Menschen zu gestalten, die ihnen ein grausames Geschick entzissen hat. Immer ist dieser Gedenktag von zeitloser Bedeutung gewesen. An diesem Tage werden die Schranken zerbrochen, die manche Menschen voneinander trennen, egoistische Motive treten in den Hintergrund, und nur das eine Gefühl gewinnt in den Herzen aller Gewalt: die Liebe zu denen, die genau so in der Sonne gewandelt sind, die genau so geatmet haben wie wir, die die gleichen Sorgen und Leiden hatten und ein Herz in der Brust, das so lange in den Nöten und Seligkeiten der Welt schlug und hämmerte, bis es plötzlich für immer verstummte.

Wenn auch der heiligste Sinn dieses Totenfestes durch alle Zeiten unwandelbar der gleiche geblieben ist, so hat er in diesem Jahrhundert, in diesem Jahrzehnt, das uns beschieden ist, eine besondere Bedeutung erfahren. Die Zeit hat uns hineingestellt in den Anfang einer heroischen Epoche, die das deutsche Volk mit unwiderstehlicher Macht in ihren Bann zieht. Wenn wir die Blicke nach rückwärts schweifen lassen und jenen Zeitabschnitt zu deuten suchen, der unmittelbar auf das grauenvolle Geschehen des Weltkrieges folgte, so wird uns die Bedeutung des Augenblicks, in dem wir leben, erst in seiner ganzen Größe bewußt.

Die Gefallenen des Weltkrieges.

Wir würden den Sinn dieser Gedenkfeier nicht richtig verstehen, wenn wir nicht gerade im Zusammenhang mit der geschichtlichen Entwicklung eine Rückschau halten würden, die uns den Wert unserer Gegenwart näher bringt, als es durch einen Blick in die Zukunft geschehen könnte. Man hat auch in den vergangenen Jahren das unsterbliche Opfer, das die Toten des Weltkrieges ihrem Vaterland dargebracht haben, in den Mittelpunkt einer wehmütigen Betrachtung gerückt. Es hat nicht an Stimmen gefehlt, die sich laut vernehmen ließen, dieses Opfer sei sinnlos und überflüssig gewesen und habe jeder moralischen Berechtigung entbehrt. So konnten nur Männer sprechen, die über die Schranken ihres begrenzten Eigenlebens nicht hinausliefen und denen die Massenaraber der gefallenen deutschen Soldaten nicht mehr bedeuteten als eine Anhäufung von Toten. Die Entwicklung, die unser Vaterland in den letzten Jahren mit unheimlicher Kraft und Geschwindigkeit



November, der Monat des Gedenkens

seit genommen hat, ist der schlagendste Beweis dafür, daß jene Kritiker den Sinn der Gedenkfeier nicht verstanden hatten. Heute erst, da wir das Glück haben, in einem geeinigten Vaterlande zu leben, können wir die metaphysische Bedeutung der Toten des Weltkrieges in ihrer ganzen Größe erfassen. Es wäre unnütz, Handlungen nachzuweisen, die nicht mehr rückgängig gemacht werden können. Wenn auch das Sterben eines Menschen ein tragischer Vorfall ist, von dem viele andere Menschen unmittelbar in ihrem innersten Wesen erschüttert werden, so müssen wir doch in diesem Sterben einen höheren Sinn suchen, wenn wir nicht der Ansicht sind, daß blinde Zufälle unser Geschick bestimmen. Deutschland wäre wohl nie aus seinem wirtschaftlichen Elend zu einer solchen Kraft der Gesinnung und zu einer solchen Höhe vaterländischer Ideale emporgestiegen, wenn nicht die Wunden, die uns eine Welt von Feinden schlug, in den Echnen der Gefallenen weitergebrannt hätten. Aus dem Lichte der Väter ist ein neuer Staat entstanden. Kriege sind unvermeidlich gewesen, solange die Welt besteht. Es zeugt gewiß von einer echten menschlichen Gesinnung, wenn man unnütze Kriege und sinnloses

Blutvergießen verabscheut und der Opfer solcher Kriege in Wehmut und Erschütterung gedenkt. Aber die Zeit, die rastlos über die Menschheit hinwegzieht, hat wenig Verständnis für die menschliche Seele, die sich in weinerlichen Klagen über das Verlorene verbräutet. Wir alle wären unglücklich, wenn jene Männer wieder auferstehen könnten, die für Deutschlands Ehre gefallen sind. Da aber die ewige Nacht über ihren Gräbern lagert, hat es wenig Sinn, sich melancholischen Betrachtungen über die Vergangenheit hinzugeben. Wir dürfen uns glücklich preisen, daß jene Männer nicht umsonst gestorben sind. Ihr Tod soll uns ein Wegweiser sein, wie wir unsere Zukunft zu gestalten haben, und ihre Manneslugen sollen in der Erziehung unserer Jugend zu derselben Größe, wie sie einst ihre Väter besaßen, weiterleben.

Die Toten der nationalen Erhebung.

Wenn wir heute als Brüder und Volksgenossen zusammen sind, um der Toten des Weltkrieges zu gedenken, so ist es oberste Pflicht unseres Gefühls, uns auch an jene heldischen jungen Männer zu erinnern, die ihr Leben für den Er-

folg der nationalen Bewegung eingesetzt haben und von heimtückischer Mörderhand erschlagen worden sind. Aber auch ihr Sterben soll uns keinen Anlaß zur Klage geben, solange das Gefühl in uns lebendig ist, daß wir alle mit demselben Opfermut und der gleichen Selbstverständlichkeit in den Tod gehen würden, wenn unser Vaterland bedroht ist. Heute, da wir als friedliche Bürger eines geeinigten Volkes durch die Straßen gehen können, ohne ansetzen zu müssen, wie der Bruder den Bruder schlägt, erscheint uns das tragische Ende der vielen S.A. und S.S.-Männer in einem hellen, strahlenden Licht. Wenn diese Kämpfer nicht gewesen wären, so wäre vielleicht Deutschland schon längst ein Trümmerhaufen. Fruchtbarer kann kein Tod sein, als es das Sterben dieser Menschen gewesen ist. Wir, die wir die Früchte ernten konnten, werden nie vergessen, was sie für ihr Vaterland geleistet haben. Wenn wir sie für einen Augenblick wieder ins Leben zurückrufen könnten, damit sie das neue Deutschland erschauen, sie würden ihre Augen im Gedanken daran wieder schließen, daß die Nachkommen unserer Zeit aus ihrem heroischen Beispiel neue Kraft und Zuversicht schöpfen werden.

Opfer der Krise.

Wir sollen aber nicht nur jener Kämpfernaturen gedenken, die im Bewußtsein ihrer Sendung sich den Gefahren der Straße ausgesetzt haben, sondern auch der vielen anderen, deren Leben in engen Hinterhäusern und lichtlosen Wohnungen zusammengebrochen ist, weil sie in einer parteipolitisch zerrissenen Zeit ohne Ideale nicht mehr den Mut fanden, weiterzuleben. Auch der Tod dieser Menschen ist nicht umsonst gewesen, da wir daraus erkennen, wie rasch alles Leben zugrunde geht, wenn es nicht von einem unerschütterlichen Glauben an die eigene Kraft und von einer unbeirrten Gläubigkeit erfüllt ist. Schuld an dem unruhlichen Ende mancher wertvollen Männer war eine Zeit, in der es keine Ideale mehr gab, und die lediglich aus egoistischen Interessen zusammengeleitet war. Viele von diesen Opfern der Krise hätten vielleicht die Kraft gefunden, augenblickliche Schwierigkeiten und Hindernisse zu überrennen, wenn sie den Mut gehabt hätten, an die unerschöpfbare Kraft des deutschen Volkes zu glauben. Wenn ihr Leben ein Ende genommen hat, so geschah es nur darum, weil sie überall Stills, Mißtrauen und Verzweiflung sahen, ohne die Anzeichen der aufziehenden Morgenröte zu beachten. Ihr Leben soll uns eine Warnung sein, auch in den Zeiten schmachvollster Erniedrigung nicht zu verzagen und unseren Blick in die Zukunft zu wenden.

Heroischer Ausklang. (Blick in die Zukunft.)

Die Männer, denen wir die geistliche Rettung unseres Volkes zu verdanken haben, haben uns gelehrt, im unergründlichen Geheimnis des Todes mehr zu erblicken als ein rein körperliches Ende, das durch einen unkontrollierbaren Eingriff des Zufalls erfolgt. Das einzige, was wir für unsere Toten tun können, ist, zu verhindern, daß jemals wieder eine Zeit hereinbricht, die solch wertvolle Menschenopfer fordert. Nur eine positive Sinngebung des Todes kann uns vor den Gefahren des nationalen Unterganges bewahren. Wenn wir heute in dieser feierlichen Stunde der Sammlung und Einsicht allein oder gemeinsam hinausgehen, um die Gräber all derer zu schmücken, die uns als Menschen etwas bedeutet haben, so dürfen wir eines nicht vergessen: Sie, die für das Wohl ihres Vaterlandes gestritten und gelitten haben, würden es nicht begreifen, wenn ihr Tod uns dazu verleiten würde, die großen Aufgaben der Gegenwart und der Zukunft über dem Leid um die Opfer der Vergangenheit zu vernachlässigen. Wenn sie wieder auferstehen könnten, würden sie mit Recht verlangen, daß die Klage und die Mutlosigkeit aufhöre, um jener heroischen Gesinnung Platz zu machen, von der sie die Zeit ihres Lebens befeelt waren. In diesem Sinne leben die Toten weiter, denn die Flamme der Begeisterung und die Glut ihres Idealismus lodert in allen fort, die ihrem Volke mit der gleichen Liebe zugetan sind, mit der sie ihr Leben geopfert haben.

Erfinderglück

Von Hermann Ulrich-Hannibal.

Als junger Student sahte Carl Benz den Entschluß, einmal in seinem Leben ein selbstfahrendes Straßenbahnfahrzeug zu erschaffen, wie die Eisenbahn, aber ohne Schienen und ohne Pferde, und erbaute nach jahrelanger Versuchensarbeit das erste Automobil der Welt. Solche Beispiele, wo eine Erfindung oder eine Entdeckung das Resultat geistiger Beobachtungen, scharfer Überlegungen und angestrengter Bemühungen ist, lassen sich zahlreich anführen. Aber das große Reich der Erfindungen und Entdeckungen hat auch viele Beispiele dafür, daß ein Zufall oder ein plötzlicher Einfall als Schöpfer auftritt; und wie eigenartig diese oft sein können, mag eine kleine Anekdote zeigen.

Der Chemiker Constantin Fahlberg bemerkte einmal während des Abendbrotes, daß sein Brot süß schmeckte. Er untersuchte daraufhin seine Hände und fand, daß auch diese süß waren, obwohl er sie nach dem Experimentieren in seinem Laboratorium gewaschen hatte. Deshalb sagte er sich, daß er mit einem außergewöhnlich süßen Stoff in Berührung gekommen sein müsse, untersuchte seine letzten chemischen Experimente und ermittelte den die Süßigkeit verursachenden Stoff, den er als Saccharin in den Dienst der Menschheit stellte. Ähnlich kam Frederick Walton zu der Erfindung des Vaselineums. Als sechzehnjähriger Bursche bemerkte er, daß sich in einem Farbtopf auf dem eingetrockneten Leinöl eine Haut bildete. Er versuchte diese Haut auf einem Gewebe zu befestigen und ersand so das Vaselineum, das er in vielen eigenen Fabriken herstellen ließ. Auch auf dem Gebiet der Photographie ging eine Erfindung aus einem ähnlichen Zufall hervor. Der deutsche Arzt J. H. Schulze entdeckte im Jahre 1727 bei einem chemischen Versuch die Lichtempfindlichkeit der Silberalbe dadurch, daß er auf seiner Versuchslösung von Scheidewasser Silber und Kreide an den von der Sonne beschienenen Stellen eine violett-schwarze Färbung bemerkte, während die von der Sonne abgewandten Teile weiß blieben. Und bei der näheren Untersuchung dieser Erscheinung, stellte er fest, daß dies nicht durch eine Wärme, sondern durch eine Lichtwirkung hervorgerufen war.

Ein solcher Zufall kann auch manchmal ein Unglücksfall sein, wie es das Leben des bedeutenden Großindustriellen Ernst Sachs aus Schweinfurt zeigt. Dieser deutsche Erfinder war als Mechanikerjüngling ein eifriger Sportsfahrer gewesen. Eines Tages hatte er einen Sturz vom Fahrrad erlitten, der sich nur dadurch ereignete, daß sich die Pedale des Fahrrades auch bergab mitdrehten. Er ließ sich dadurch nicht vom Radfahren abbringen, sondern ging daran diesem Uebelstand abzuhelfen, um so mehr als ihm das Radfahren schon lange, viel zu langsam und zu schwierig ging, er fand Freilauf und Rücktrittbremse und machte damit das Fahrrad zum beliebten Volksfahrzeug. Wenn man der Sage Glauben schenken kann, soll auch die Erfindung des Schießpulvers durch Barthold Schwarz durch einen Unglücksfall, und zwar durch eine Explosion bei einem Versuch entstanden sein.

Sehr viele Fortschritte verdanken wir auch einem plötzlichen Einfall. Samuel Breele Morfe kam als armer Maler auf die Idee, aus einer Malerstaffelei einen Telegraphenapparat zu machen, der den Text der Depeschen niederschreibt. Und Elias Howe erfand die Nähmaschine dadurch, daß er einmal in halbverhungertem Zustand durch die Straßen von Boston lief und durch ein Fenster einem Weber bei der Arbeit zusah. Dabei kam ihm der Einfall, daß man, wenn man an dem Schiffchen eine Nadel befestigen würde, eine nähende Maschine bekäme. Carl Ludwig Schleich kam zu der Idee der schmerzlosen Behandlung, der Lokalanästhesie, als er als Student bei seiner Braut einmal eine kleine Fingeroperation ausübete.

Dem unbekannten Leser

Von Kurt Rudolf Neubert

In diesen Tagen findet unter Leitung des Propaganda-Ministeriums die Ausstellung: „Zehn Tage deutsche Buchmesse“ statt.

Zum Sonntag nur im Herbst pflügt er sich ein Buch zu besorgen. Andere gehen ins Kino, auf den Kummel, in die Eckneipe, er geht in die Leihbibliothek und sucht sich ein neues Buch aus. Lange sucht er. Sittengeschichten, Reisebücher, Liebesromane gehen durch seine Hände. Wie in den Kaufhäusern die Frauen in Stoffen wählen, um für den Preis etwas Brauchbares einzuhandeln, wählt er, noch unglücklich, für zwei Groschen Leihgebühr in Schicksalen. Alle sind ihm hier erreichbar, alle kann er mit- und nachleben. Aufstieg, Untergang, Sünde, Erfolg, Glück.

Ein Titel schreit ihn an. „Dieses hier!“ sagte er dann plötzlich. Er hat schon viele Bücher gelesen, gute und schlechte. Seine Augen haben einen selbstsamen Glanz davon, eine unruhige Tiefe. Früher, als er noch Stellung hatte, waren seine Augen fröhlicher, unbekümmert. Aber damals hat er auch keine Bücher gelesen. Wenn er abends heimkam, war er müde. Und nach dem Essen ging es noch wohin. . . . Vielleicht nahm er sich Sonntag mal, wenn es regnete, irgendein Buch vor, aber dann kamen andere Freunde, und man spielte Karten. Sein Verhältnis zum Buch war wie das eines Reisenden, der immer unterwegs ist, zu irgendeinem Mädchen in einer fremden Stadt. Wenn er gerade mal durchkam, besuchte er sie. Eine letzte Liebe war es nicht. Dazu gab es zuviel Vereine, Billardtische, Statbrüder, Mädchen und Arbeit.

Aber wie aus einem ursprünglich losen Verhältnis allmählich eine feste Bindung erwächst, erschloß sich ihm das Buch immer mehr als eine besondere Welt. Er durchstreifte sie, nicht mehr flüchtig wie ein gekletterter Reisender von Ort zu Ort, er machte lange Stationen und lernte ihre Gebirge und Täler,

ihre Himmel und Meere kennen. Viele Plätze waren leer. Morgens brauchte man nicht mehr so früh aufzustehen, aber es gab auch keinen frühlichen Ultimo mehr. Dann ging man stempeln, wie Hunderte in der Fabrik, wie Tausende in der Straße, wie Millionen in der Welt. Dann sah man in Warteräumen und Wohlfahrtsstellen. Und auf diesem Wege, an Kneipen, Versammlungen, verschlossenen Fabrikstoren vorbei, machte er die Bekanntschaft mit dem Buch.

aber er besitzt einen guten Instinkt, und allmählich weiß er zu unterscheiden zwischen guten und schlechten Büchern. Er weiß es mit dem gesunden Instinkt des unverbildeten Menschen. Von guten Büchern läßt er sich impulsiver hinreißen als flugsprechende, Form und Inhalt des Buches analysierende Intellektuelle. Ritsch und Schund aber verurteilt er schärfer als zünftige Kritiker. Er liebert, hungert nach elementaren Begegnungen mit Menschen, die zwar hier nur im Buch leben,

der abheißt Reht, hinters in die ses Leben.

Er will nichts „Rehtes“. Wo bei er für „leicht“ nicht immer richtig „wertlos“ setzt. Es kann nicht schwer genug sein für ihn. Er kann mit einem Satz ringen wie former mit glühenden Reht sein. Ein Wort bleibt für ihn stehen, steht wie ein Stern am Firmament, glüht, strahlt, leuchtet und bricht plötzlich funkenstäubend auseinander. Er kann mit den Zähnen knirschen, mit der Faust auf den Tisch schlagen und vom Stuhl aufspringen. Er kann laut auflachen und ein paar Seiten später — auf seine Art — weinen. Seine Art: zwei Tage Tränen. Ein Griff zum Kragen, als sähe der Binder schief. Eine innerliche Ansprache: „Mensch, du wirst doch nicht?“ Wenn man diesen Leser fragt, kann er gewisse literarischen Definitionen geben, aber es genügt, es würde manchem anspruchsvollen Autor genügen, wenn er vom Buch aussieht und die Augen in eine gezauberte Landschaft richtet, oder ganz einfach konstatiert: „So ist es! So ist es wirklich!“ Oder leiser: „So mühte es sein!“



Die Leserin

Der Mann in der Bibliothek kennt ihn genau. Als er das erste Mal kam, war er verlegen, wußte nicht recht, für welches Buch er sich entscheiden sollte. Jetzt hat er schon viele Bücher gelesen, gute und schlechte. Die literarische Vorbildung fehlt ihm — gewiß —

aber reden, fühlen, handeln, leiden wie er. Menschen, menschlicher als die Umwelt, näher, vertrauter, aufgeschlossener durch die Kunst des Dichters. Er ist dankbar, wenn aus dem Buch der Atem des großen, drängenden Lebens ihn anweht, wenn es ihn

Manchmal möchte er antworten. Er, der unbekannte Leser dem großen Dichter. Er hat versucht, Briefe zu schreiben, wirre, kluge, dumme, klare Briefe, wenn er erfüllt war von einem Buch, aber er hat solche Briefe nie abgeschickt. Entweder wußte er die Adresse nicht oder der Dichter, dessen Buch ihn erschütterte, war längst tot. Wenn er es nicht wußte, sagte es ihm der Buchhändler. Andere Dichter lebten im Ausland oder waren Unbekannte, fast wie er, Verschollene.

Ja, manchmal möchte er antworten.

Aber er ist und bleibt der unbekannte Leser. Kein Dichter weiß von ihm. Niemals tritt er heraus aus der stummen Reihe der Dankbaren und Ergreifenen, deren Dankbarkeit und Ergreiflichkeit er ist. Irgendwo ist er einer der letzten in dieser Reihe. Klein, verlegen, verjagt, vergrübelt.

Vielleicht würde ihn der erfolgreiche Dichter gar nicht anheben, gar nicht seinen Brief lesen, denn es kommen ja so viele zu ihm, schreiben ihm Briefe, telefonieren, Film- und Bühnendirektoren, Verleger, Literaturpreisträger, Bankiersgattinnen, Schauspielerrinnen. . .

Vielleicht aber wartet irgendwo in der Welt ein junger, zweifelnder Dichter auf diese Stimme. Vielleicht hätte sie einen Dichter geweckt, einen Menschen gerettet oder — immerhin — eine einzige frohe Stunde bereitet.

Als er am Schluß der Behandlung seiner Geliebten in die Augen sah, sagte er: „Mir tat es noch weher. Wenn doch die Gnade zuteil würde, Schmerzlosigkeit zu erfinden, damit man lieben Menschen, überhaupt der Menschheit Qualen ersparen könnte“. Von diesem Zeitpunkt ab hielt ihn dieser Gedanke in Bann, bis es ihm nach acht Jahren gelang, ihn in die Tat umzusetzen. Und der Heilbronner Arzt Robert Mayer, der Galilei des neunzehnten Jahrhunderts, kam zu den Schöpfungen des Prinzips von der Erhaltung der Kraft dadurch, daß er auf der Insel Java bemerkte, daß dort bei einem Abwärtsschlag das Blut eine weit hellere Röte zeigte als in dem kälteren Klima Deutschlands.

Ganz plötzlich kam ierner einem Deutschen der Einfall zur Erfindung des Unterseebootes. Der Drechslergehilfe Wilhelm Bauer nahm als Korporal bei einem Chevauleger-Regiment an dem Schleswig-Holsteinischen Krieg 1848-50 zwischen dem Deutschen Bund und Dänemark teil. Während des Gefechtes bei Düppel legte er sich die Frage vor, ob man nicht die Brücken im Rücken der Dänen dadurch sprengen

könnte, daß man in kleinen unter Wasser fahrenden Fahrzeugen nach den Brückenpfeilern fährt und dort Sprengkörper befestigen würde. Und fünf Monate später hatte er seine Konstruktionspläne für den „Brandtaucher“, für das erste Unterseeboot der Welt fertig. Es mag hier auch nicht der Einfall des Kolberger Wollfabrikanten Ehrhott Friedrich Schaefer erwähnt bleiben, der heute im Schiffbrüchigen-Rettungswesen verkörpert ist. Als im 18. Jahrhundert vor Kolberg sehr oft Schiffe strandeten und die Mannschaft im Angesicht der Stadt in den Wellen umkam, kam dieser Wollfabrikant, der ein eifriges Mitglied der Kolberger Schützengilde war, auf den Gedanken, den bedrohten Seeleuten aus einer Schutzwaffe ein Seil über das Wasser zur Hilfe zuzufchießen. Obwohl, die auf Befehl Friedrichs des Großen daraufhin unternommenen Versuche mißlangten und der große König dem Wollfabrikanten riet, „daß er wohl tun würde, sich lediglich mit seinem Metier und nicht mit Sachen zu beschäftigen, die über seinen Horizont gingen“ entwickelte sich aus seiner Anregung doch einer

der wichtigsten Apparate im Schiffbrüchigen-Rettungswesen.

Wie plötzlich und unerwartet oft eine solche bahnbrechende Idee im Kopfe eines Menschen auftritt, hat uns der deutsche Erfinder Anton Flettner verraten. Er hatte sich während eines Aufenthaltes in Holland, dem Land der Windmühlen, vorgenommen, sich mehr dem Studium der Windkräfte hinzugeben, und war einem Plan nachgegangen, um das Segelschiff und seine Bedienung vollkommen umzugestalten. Er hatte zunächst daran gedacht, das Leinwandsegel durch Metallsegel zu ersetzen, aber dann war ihm plötzlich der Gedanke des Rotors gekommen, die Idee, rotierende Metallwalzen auf ein Schiff zu stellen und damit zu segeln. „Diese Idee“, so erzählt er, „kam mir während meines Aufenthaltes in Travemünde. Eines Nachmittags saßen wir mit Bekannten zum Tee auf der Terrasse unseres Hotels. Es war ein warmer Tag. Die Hotelkapelle spielte. Es wurde getanzt. Wir unterhielten uns völlig sorglos über gleichgültige Dinge, aber der Gedanke, Neues zu schaffen, ließ mir selbst in diesem heiteren und fröhlichen Tra-

ben keine Ruhe. Plötzlich stand ein großes Segelschiff mit einem mächtigen, sich drehenden weißen Turm vor meinem geistigen Auge. Starke Erregung erfaßte mich. Ich erwog die Möglichkeit der Ausführung des neuen Gedankens, verwarf ihn dann wieder, griff ihn von neuem auf und überlegte hin und her.“

Gewiß, von den Zufällen und Einfällen bis zu den vollständigen Erfindungen sind gewöhnlich noch weite Wege; aber sie sind doch das Glück der Erfinder. „Die Entstehung der Idee“, so sagt Rudolf Diesel, der Erfinder des Dieselmotors, „ist die freudige Zeit der schöpferischen Gedankenarbeit, da alles möglich scheint, weil es noch nichts mit der Wirklichkeit zu tun hat“. Aber, so führt dieser Erfinder an anderer Stelle weiter aus: „Immer liegt zwischen der Idee und der fertigen Erfindung die eigentliche Arbeits- und Leidenszeit des Erfinders“. Und diese bringt den Erfindern im Kampf — wie Rudolf Diesel sagt — „mit Dummheit und Neid, Trägheit und Bosheit, heimlichem Widerstand und offenem Kampf“ meist weniger Glück als die Idee selber gebracht hat.

DEUTSCHE REITER in Südwest-Afrika



Aus den
Kämpfen
bei Groß Nabis

Im Fieberwahn des Durstes

Befehl erhielt, auch zurückzugehen. Bei dem rechten Flügelgeschütz, bei dem ich mich befand, waren nur noch drei Mann. Wir alle griffen jetzt in die Räder; doch innerhalb weniger Sekunden lagen zwei tot, der dritte schwer verwundet neben dem Geschütz. Ich warf mich sofort hin und konnte dem Befehlsüberbringer nur noch zurufen: „Zurück unmöglich!“ Im nächsten Moment wurde mir ein von einem Geschütz getroffener Stein auf den Kopf geschleudert, der mir das Bewußtsein nahm. Als ich nach etwa einer Stunde erwachte, war ich mit meinem Geschütz und den beiden Toten allein. Der Verwundete war weggebracht worden, mich hatte man wohl als tot liegen lassen. Von der Infanterie sah ich nichts mehr, hörte nur aus der Richtung von den Ochsenwagen her heftiges Feuer. Meine Lage war nichts weniger als beneidenswert. Von Hottentotten umzingelt, von der eigenen Truppe verlassen, furchtbar leidend unter tropischer Sonne und glühenden spitzen Steinen, noch mehr aber unter dem furchterlichen Durst, hatte ich ja nur noch die Aussicht, totgeschossen oder mit Kiritis totgeschlagen zu werden. Als einzige Waffe hatte ich noch mein Messer bei mir,

haben müssen, waren jedoch schließlich zurückgeschlagen, so daß gegen 5 Uhr nachmittags das ganze Detachement ungefähr dieselbe Stellung wieder innehatte, wie zu Beginn des Gefechts am Tage vorher. Endlich — gegen Abend — brachte ein Mann einen Wasserlad, der zur Hälfte mit einer dicken, schlammigen Masse gefüllt war. Seit 48 Stunden wie der Wasser! Die Leute waren halb un sinnig vor Freude und hatten alle Anstrengungen und Entbehrungen vergessen. Gegen hohe Belohnungen hatten sich einige unserer Eingeborenen bewegen lassen, durch die Witbooslinie sich zur nächsten Wasserstelle zurückzuschleichen und uns, wenn auch nur wenig, von diesem köstlichen Getränk zu bringen.

Endlich ging auch dieser Tag vorüber; doch auch heute war an Ruhe nicht zu denken. Immer wieder fallende Schüsse zeigten uns, daß wir scharf bewacht wurden. Doch hatte sich nach dem ersten Schlud Wasser die allgemeine Stimmung bedeutend gehoben.

Wenn auch wohl nur wenige daran glaubten, den nächsten Tag zu überleben, so hatten wir doch jetzt wieder so viel Kraft, um die Waffe handhaben zu können. Da aber die nur noch in geringen Mengen vorhandene Munition für den anderen Morgen kein lauges Feuergefecht mehr zuließ, mußte das Bajonett entscheiden und konnte uns nur Sieg oder Untergang bringen.

war. Hier schien keine Hoffnung mehr vorhanden zu sein! Jeder hatte neben sich den gespannten Revolver oder Karabiner liegen, um sich bei dem zu erwartenden letzten Angriff der Witboos das Leben nehmen zu können. Einzelne richteten sich bei meinem Herankommen auf und fochten um Wasser, doch leider hatte ich ja selbst nichts. Mäander der Verwundeten starb in dieser Nacht. Die Toten wurden sofort neben den Wagen ohne weitere Zeremonie begraben. Die unermüdlich tätigen Ärzte konnten die Qualen und Leiden nur wenig mildern, da das Nötigste, das Wasser, fehlte. Von meiner Batterie fand ich 15 Mann verwundet, etwa zehn vollständig besinnungslos vor. Drei Offiziere und vier Mann waren bereits begraben worden. Unter einem Wagen traf ich den Divisionspfarrer Schmidt an, der mir, obgleich selbst unter dem Durst leidend, für meine Leute einen halb gefüllten Wasserlad gab.

Auf dem linken Flügel der Ochsenwagen standen die beiden zurückgezogenen Geschütze mit einem Munitionswagen, von denen das eine seine ganze Bespannung, einschließlich Geschützführerpferd elf Tiere, verloren hatte; diese waren sämtlich beim Einjahren in die Stellung gefallen. Das andere Geschütz sowie der Munitionswagen hatten etwa die Hälfte der Tiere behalten. Die vorhandene Munition wurde an die Geschütze verteilt, und die Leute wie Bespannung, so gut es ging, geordnet. Mit dem Vorgehen in die Front mußte jedoch bis zum Morgen gewartet werden, da jetzt bei der Finsternis eine Orientierung im Busch unmöglich war.

Wechselvoll und aufregend sind die Schicksale gewesen, denen die weißen Kolonisten ausgesetzt waren, seit zum erstenmal die deutschen Missionare von Elberfeld-Barmen das noch wenig erschlossene Land betreten hatten. Der Krieg, der damals unter den schwierigsten Verhältnissen geführt wurde, läßt sich mit den heutigen fortgeschrittenen Kampfmethoden in keiner Weise vergleichen. Die persönliche Tapferkeit spielte eine ausschlaggebende Rolle. In zermürbenden Märschen mußten die Kolonialtruppen durch gebirgige Felspfade mit primitiven Ochsenwagen ihre Geschütze und ihr Kriegsmaterial transportieren, immer der Gefahr ausgesetzt, aus irgendeinem verborgenen Winkel von den Eingeborenen beschossen zu werden. Ungeheures leistete der deutsche Soldat im Nahkampf. Wechselvoll wie die Schicksale der Männer, die sich in unfruchtbares Land in mühsamer, unentwegter Arbeit erwarpen, ist auch das Schicksal dieses Landes selbst gewesen. Jahrzehnte sind inzwischen vorübergezogen, die Welt hat ein anderes Gesicht bekommen, die Erinnerung an deutschen Fleiß und Kampfwillen wurde von einer Zeit begraben, die für den Idealismus unserer Kolonialkämpfer wenig Sinn hatte. Das furchtbare Weltgeschehen des letzten Krieges hat mit brutaler Hand in die Verhältnisse eingegriffen und manches, was einst die Herzen unserer Väter bewegte, ist für immer vernichtet worden. Das Blut, das die deutschen Männer in Südwestafrika vergossen haben, scheint vergeblich geflossen zu sein. Ein geknechtetes Volk, das durch seine koloniale Tätigkeit wertvolle Kulturgüter ins Leben gerufen hat, ist durch den Ablauf einer zerstörenden Zeit damit beschäftigt, innerhalb seiner verstämmelten Grenzen Ordnung zu schaffen und jenen unvergänglichen Geist und Lebenswillen wieder aufzubauen, von dem unsere alten Kolonialkämpfer durchdrungen waren.

Die heroischen Kämpfe, die von den deutschen Kolonialtruppen vor ungefähr 30 Jahren gegen die Eingeborenen geführt wurden, werden unvergessen bleiben, solange im deutschen Volk ein starkes Nationalgefühl lebendig ist. Gerade in unserer Zeit, da es Adolf Hitler in einer übermenschlichen Anstrengung gelang, die deutsche Nation zu einigen, verdienen die Heldentaten unserer unsterblichen Kolonialkämpfer, der Vergangenheit entrissen zu werden. Wir bringen im Nachfolgenden die dramatische Schilderung eines Teilnehmers, aus der die Größe der Gefahren und Strapazen hervorgeht, denen die deutsche Schutztruppe in Südwestafrika ausgesetzt war.

Da die Munition bereits knapp zu werden anfang, wurde äußerste Sparsamkeit befohlen. Mit Sehnsucht wurde die Nacht erwartet, deren Kühle doch wenigstens etwas den Durst mildern konnte. Endlich wurde es dunkel, doch niemand kam zur Ruhe, da jede Bewegung unsererseits beschossen wurde. Unsere Leute waren, in langer Linie verteilt, stets schußbereit; die Infanterie hatte das Seitengewehr aufgestellt. Soweit wie möglich wurde Munition verteilt und ausgeglichen, auch Büchsen mit Corned beef wurden von hinten vorgebracht. Doch wer konnte bei dem Durst etwas essen!

Der erwartete Angriff blieb aus. Doch kaum wurde es hell, als die Witboos ein lebhaftes Schießen begannen und uns noch immer vom Wasser abzuhalten trachteten. Von beiden Parteien unternommene Sturmversuche wurden zurückgeschlagen.

Gegen Mittag wurde die Lage bedenklich, da der furchterliche Durst die Leute entsehrlich mitnahm. Mehrere wurden plötzlich wahnsinnig, sprangen auf und liefen in die Linie der Hottentotten, von denen sie einfach niedergeschlagen wurden. Andere lagen teilnahmslos da und ließen ab und zu ein fast tierisches Brüllen hören, wieder andere sogen begierig das Blut der Verwundeten ein. Viele konnten nur durch energisches Eingreifen von Kameraden am Selbstmord verhindert werden. Mehrere Offiziere wurden ohnmächtig zurückgeschafft, einer wurde tödlich. Bei alledem steigerten sich die Verluste in unheimlicher Weise. Das Stöhnen und Schreien der Verwundeten, die teilweise fünf Schritte vor der eigenen Linie lagen und des heftigen Feuers wegen nicht zurückgeschafft werden konnten, war einfach entsehrlich.

Inzwischen war auch die Todesnachricht von Major Freiherrn von Nauendorff und Leutnant von Vollarb-Bodelberg eingetroffen, fünf andere Offiziere waren bereits verwundet. Die 7. Kompagnie hatte überhaupt keine Offiziere mehr, zwei von ihnen waren besinnungslos fortgeschafft worden.

Der linke Flügelzug der Batterie hatte nur noch einen einzigen Unteroffizier als Bedienung, die ganze Batterie pro Geschütz nur noch fünf Granaten und zwei Kartätschen. Da kam der Befehl, die Geschütze zurückzubringen oder unbrauchbar zu machen, da alles, was ein Gewehr noch tragen

konnte, in die vorderste Linie sollte. Doch dazu war es zu spät. Die Hottentotten versuchten jetzt mit solcher Gewalt zu stürmen, daß die Infanterie zurückweichen mußte.

Die Witboos folgten und kamen auf dem linken Flügel bis auf etwa zehn Schritt an die Geschütze heran, die sie unter „Hurra!“ nehmen wollten. In diesem kritischen Moment zog der Unteroffizier Köhler ab, und 24 Schwarze lagen, von der Kartätsche zerrissen, am Boden. Gleichzeitig war der am Tage vorher schwer verwundete Leutnant d. R. Semper, seiner Wunde nicht achtend, vorgestürzt mit den Worten: „Ich will bei meiner Kanone sterben!“ Er kam gerade zur rechten Zeit, um das alleinstehende Geschütz abzugeben. Der Angriff stockte, und die Hottentotten gingen zurück. Doch



Reiterangriff

Leutnant Semper erhielt einen Schuß in den Oberkörper, aus dem das Blut hoch spritzte, und war nach etwa einer Stunde eine Leiche. Noch im Sterben kommandierte er, dicht hinter dem Lafettenschwanz liegend, zu einem vom anderen Juge herangeeilten Kanonier: „Mit Kartätschen laden, Feuer!“ Als der Mann nicht gleich abzog, weil das Geschütz beim Rücklauf den Offizier überfahren mußte, rief dieser: „Zum Donnerwetter, Kerl, zieh Sie ab, ich bin doch gleich tot!“ Zum Glück kamen in diesem Moment einige Leute, die den sterbenden Offizier zurückzogen und später die beiden Geschütze zu den Ochsenwagen brachten.

Auch auf dem rechten Flügel hatten unterdessen die Hottentotten gestürmt und die Infanterie, die auch von rückwärts beschossen wurde, zum Weichen gebracht. Eine Kompagnie war bereits durch die Geschützlinie hindurchgegangen, von einer anderen lagen rechts rückwärts nur noch etwa zehn Mann im Geleht, als ich den

den Karabiner hatte ich vorher, da er glühend heiß war, unter einen Busch gelegt.

Da endlich — nach etwa drei Stunden — kamen sieben Mann der 4. Kompagnie zu meiner Hilfe heran und berichteten, daß der Angriff abgeschlagen sei und sogar Wasser in Aussicht stünde. Schon der Name Wasser gab mir genügend Kraft, um mich, nachdem ich die Bewachung des Geschützes den Infanteristen übergeben hatte, nach der Batterie umzusehen, deren Führung ich schon seit einigen Stunden übernommen hatte. In der Front fand ich nur noch das andere Geschütz meines Zuges mit zwei Mann vor, die beiden anderen Geschütze waren, weil ohne Bedienung, von der Infanterie zurückgeschafft worden. Mein Geschütz wurde mit Fahrern, die allerdings Kavalleristen waren, besetzt.

Die Kompagnien hatten alle einen außerordentlich schweren Stand gehabt; die wiederholten Angriffe der Hottentotten, die ebenfalls große Verluste gehabt

In der Nacht begab ich mich zu den Ochsenwagen, um nach den Verwundeten zu sehen und für meine Leute irgend etwas Genießbares zu erhalten. Mit großer Mühe gelangte ich durch den dichten Busch endlich an den richtigen Platz. Doch wie sah es hier aus!

Die Ochsenwagen waren dicht zusammengefahren, die Tiere davon zum größten Teil totgeschossen oder infolge des Durstes verendet. Ein pestilenzartiger Geruch von verwesendem Fleisch erschwerte das Atmen und raubte uns fast die Besinnung. Ueber mehrere Kadaver stolpernd, gelangte ich zu den Verwundeten, die unter und neben den Wagen lagen. Ueber 50 waren hier dicht nebeneinander untergebracht. In das Brüllen der vom Durst gepeinigten, noch lebenden Tiere mischte sich das Stöhnen und Wimmern der Verwundeten sowie das Schreien der Wahnsinnigen und Tölpelheiten. Dazwischen schlugen des öfteren einzelne Geschosse in die Wagen, deren weißes Zelttuch wohl für die Hottentotten sichtbar

Copyright durch L. Staackmann Verlag, Leipzig.

10.

(8. Fortsetzung.)

Na, er lies, lies wie ein Junger, als wäre er gerade von neuem angestellt worden, lies durchs ganze Dorf und brachte überall seine große Neugierde an. Und vergaß nicht hinzuzufügen: „Es ist gerade so, als hätte ich ihn aus dem Grabein-
geraumt.“

So war es denn zunächst nur die eigene Familie, die Justus näher an sich herankommen ließ. Gleich in der ersten Viertelstunde nach seiner Ankunft waren sie da, der Schwager Knollmeyer und die Schwester Sabine, die ihn umflammerte und in ein Weinen versiet, als habe die Ankunft des Bruders den Dammbruch eines ganzen Sees von Tränen im Gefolge. Ihre Tochter Auguste, die Sattlermeisterstergattin, deren Neigung zur Külle ihre Formen in diesen acht Jahren in schwammige Kleppigkeit hatte zerließen lassen, staunte Justus mit den guten dämmen Augen einer Kuh an, die vor einem neuen Tor steht; und ihr Mann medierte einmal übers andere Mal ein verlegenes Pachen, als wüßte er nicht, ob dies



Hierauf übergab Veg die Angeltute seinem Krieger „Gestreifter“

Eigentlich hatte sich der Vex den Vater ganz anders vorgestellt. Fast tagtäglich hatte ihm die Mutter, wenn sie mit Vex allein war, abends vor dem Schlafengehen oder Sonntags auf einem Gang durch die Felder vom Vater erzählt, sie hatte es getan, um sein Andenken in sich und ihrem Kinde lebendig zu erhalten. Aus all

Der Vater hob die Hand, bog den Zeigefinger und streckte ihn wieder aus. „Ja, siehst du,“ sagte er lächelnd, „daran kann man wieder einmal merken, wie ein kleines Unheil oft zum Heil ausschlägt. Mein Finger war gebrochen, wir haben's nicht geachtet und nicht einmal gewußt, daß er gebrochen war. Da ist er denn krumm geblieben. Es hätte ein Arzt kommen, ihn von neuem strecken und dann einrichten müssen. Nun, der Zufall hat mit einem solchen Arzt geschickt; obzwar der's wirklich nicht gut mit mir gemeint hat. Das war in Spanien, und ich bin damals Diener bei einem vornehmen Herrn gewesen. Ja, mein Gott, ich habe mich halt durchbringen müssen, wie es nur hat gehen wollen und hab' nicht viel darauf schauen dürfen, wie ich mein Brot verdien'.

(Fortsetzung folgt.)

Gehelmnis um Soloveitzky

Was geschah mit der Befragung des „Scharnhorst“? — Eine Greifin bangt um ihren Sohn.

Von Jörg Neßloff.

Anfang Oktober des Jahres 1927 fuhr der deutsche Fischdampfer „Scharnhorst“ von Wilhelmshaven aus in See, um an der Nordküste Norwegens auf Fischfang zu gehen. Der Dampfer kehrte nicht zurück. Von der Befragung wurde niemand mehr gehört. Zu Anfang blieben auch alle Nachforschungen der Reederei erfolglos. Man nahm schließlich allgemein an, das Schiff sei bei einem heftigen Sturm in den Vostoten oder am Nordkap gesenkt und auf Grund gegangen. Nur ein einziger glaubte von Anfang an nicht an das vermeintliche Unglück: die greise Mutter des Heizers Martin Schmidt, der sich an jenem verhängnisvollen Oktobertag ebenfalls an Bord des „Scharnhorst“ befunden hatte. Sie glaubte festzuhalten an die Rückkehr ihres Sohnes. Ihren Bestrebungen verdanken wir die teilweise Aufdeckung dieses Geheimnisses, wenngleich alle Bemühungen bis jetzt keinen besonderen Erfolg zeigten.

Etwa auf der Höhe des nördlichen Polarkreises, im „Weissen Meer“ liegt eine der unwirtlichsten Inselgruppen der Welt: die Soloveitzky-Eilande. Vor über fünfhundert Jahren, 1429, gründeten russische Mönche auf der größten Insel ein umfangreiches Kloster, um fern von allem verwirrenden Getriebe des Alltags ihrer Berufung nachgehen zu können. Obwohl diese Inseln den weitaus größten Teil des Jahres von haushohem Eise umlagert sind, gewann doch der zu Beginn spärliche Zug an Pilgern allmählich an Ausdehnung, bis schließlich alljährlich 10—15 000 Pilger zum Kloster zogen, um den Segen der Ikonen zu empfangen. Schon vor langer Zeit hatten die Mönche das Kloster mit granitnen Mauern umgeben, um es gegen schwebende Einfälle zu sichern. Als nun nach dem Zusammenbruch Russlands die Bolschewiken ihre blutige Macht ausbauten, fiel ihrer Wut auch das Kloster auf der Soloveitzky Insel zum Opfer. Die Mönche wurden nach Sachalin verbannt und aus dem Kloster wurde ein schrecklicher Verbannungsort für politisch mißliebige Russen. Grauenhafte Schicksale sollen sich hinter den meterhohen Mauern des jetzigen Gefängnisses verbergen.

Die alte Mutter des Martin Schmidt glaubte umso stärker an die Rückkehr ihres Sohnes. Je mehr Zeit verstrich. Da ihr erster Mann, der Vater des Martin, gestorben war, bewog sie ihren zweiten Gatten, endlich Nachforschungen anzustellen. Sie waren nicht von Erfolg gekrönt. Als es ihr aber gelang, ihren Glauben auch auf ihren Gatten zu übertragen und die Nachforschungen unermüdlich fortgesetzt wurden, kam das erste Licht in diese dunkle Angelegenheit. Norwegische Fischer wollten das Wrack eines Fischdampfers mit der deutlich lesbaren Aufschrift „Scharnhorst“ in der Eiswüste des Weissen Meeres südlich vom Kap Rannin, gesehen haben und nach weiteren Wochen gelangte ein Brief des norwegischen Kapitäns Redbahl Beselars in das kleine Haus in Wilhelmshaven, der außer der gleichen Aussage noch den Zusatz enthielt, er habe das Schiff in einer biden, hohen Eis- und Schneemenge gesehen und es läge kein Grund vor, anzunehmen, daß die Befragung ertrunken sei. Nicht nur alle Fensterheben des Dampfers seien vollkommen unverfehrt gewesen — das Schiff habe auch kein Notzeichen geführt. Später wurde dieser Bericht von dem norwegischen Küstenloten G. S. Andersen ausdrücklich bestätigt.

Angesichts dieser Tatsachen wurde die Wahrscheinlichkeit wie-

Wenn wir unseren Blick dafür schulen, liegen die Gesichter der Menschen wie ein offenes Buch vor uns.

Viele Enttäuschungen könnten aus dem Wege geräumt werden, wieviel Leid würde sich gar nicht erst entwickeln, wenn wir wissen, was hinter der Maske steckt.

Verstellung ist auf die Dauer für niemand möglich, darum kann der aufmerksame Beobachter sehr bald sagen, was echt und was unecht ist an seinem Gegenüber.

Ein gutes Hilfsmittel zur Beurteilung eines Charakters ist das Profil. An seiner Linie kann auch der Geschickteste keine Veränderungen vornehmen. Stirn, Nase,

Mund und Kinn, die Aufstellung des Gesichtes in drei Flächen und ihre Harmonie zueinander, stehen mit festem Griffel gezeichnet da, und lassen ihre deutliche Sprache.

Bei einer umfassenden Prüfung gehört der Schädel mit zum Profil. Da es den Laien nur verwirren würde, gehen wir anders Mal darauf näher ein.

Für heute genügt es, wenn die typischen Merkmale eines Gesichtes kennenzulernen und sich ihre Bedeutung an Hand der gegebenen Beispiele einprägen. Wir empfehlen allerdings Vorsicht bei der Ruhanwendung, da bei der Beurteilung eines Profils die verschiedenen Merkmale gegeneinander abgestimmt werden müssen.



1. Weich und anmutig ist dieses Frauenprofil. Die Stirn nicht allzu klug, Mund, Nase, Kinn, sowie die gesamte Dreiteilung stehen in gutem Verhältnis zueinander. Die Frau, die nicht schimpft.



2. Vollkommen harmonische, aber langweilige Dreiteilung des Profils. Gut, sauber und bedeutungslos.



3. In Verbindung mit der klugen Stirn besagt die lange Nase den Trieb zum Erkennen. Gelehrtenes Gesicht. Bei minderwertigem Gesichtsschnitt würde sie auf Schnüffeln deuten. Kinn und Mund sind fest und bezeugen, daß der Betreffende seine Erkenntnisse verteidigen kann.



4. Der typische Verbrecher aus Erbanlage. Unendliche Dummheit ruht in dem vorgewölbten Schädel. Die vorspringende Mundpartie, die überhängende Nase und der charakterlose Mund zeigen niedrigste Triebe.



5. Dumm sinnlich. Wenn es darum



geht, den eigenen Vorteil zu wahren, weiß er gut Bescheid. Ohne ideale oder gar ethische Regung.

6. Xantippe. Der säuerliche Mund und die lange Nase stempeln sie dazu. Hat sie keinen Kummer, nun, so macht sie sich weichen.

Profile sehen sich an.



7. Der Genießer ohne menschliche Werte. Die Nase erinnert an die Schnauze des Schweines, welches die Tasteln damit herausbohrt. Der fleischige Mund, mit der vorstehenden Unterlippe zeigt ungezügelter Sinnenleben.

8. Kinn flieht sehr stark zurück. Geistig minderwertig, ohne bösartig zu sein, da die Nase gut geschnitten

und im Ansatz der Stirn noch ein gewisses Veranlaßt vorhanden ist. 9. Der Willensmensch spricht aus diesem Profil. Die wulstige Erhöhung über dem Auge verrät starken Tatsachensinn, Nase und Kinn Festigkeit, die vor nichts zurückschreckt. Die einzige Weichheit liegt im Mund. Sinnlichkeit könnte hier einmal zum Fallstrick des eigenen Charakters werden.

Charlotte K.

Das sprechende Auge

„Er hat einen bösen Blick!“ jagt der Volksmund, wenn den Menschen der Ausdruck eines Auges nicht gefällt. „Aufgeklärte“ Menschen halten solche nur auf den Ausdruck eines Augenpaares begründete Abneigungen für Abglauben — und sie vergessen, daß das Auge des Menschen tatsächlich in gewissem Sinne „der Spiegel seiner Seele“ ist.

Jedes menschliche Auge hat eine bestimmte Strahlkraft. Aus der Stärke dieses Strahlens kann man geistige und körperliche Lebendigkeit, Lebenskraft und Regsamkeit lesen, in gewissem Sinne also allein aus dem Blick eines Augenpaares sich ein Charakterbild eines unbekannten Menschen machen.

Der Ausdruck „ein salzinierender Blick“ dürfte wohl ebenso bekannt sein wie der im Süden Europas so gefürchtete „böse Blick“. Eine starke Strahlkraft des Blickes beweist Energie, Willenskraft, Ueberzeugungsgabe. Der stumpfe, verschleierte, „negative“ Blick dagegen ist das Merkmal für Phantasie, starke, innere Empfindungen und Aufnahmefähigkeit („er hat ein Rinderauge!“). Und schließlich sind die „flackernden“, unruhigen Blicke nervöser Menschen das Anzeichen für Nervosität, Unsicherheit oder auch ein schlechtes Gewissen. („Er kann mir nicht in die Augen sehen!“)

Ist also der Blick an sich schon „sprechend“ und für den Kenner oft außerordentlich aufschlußreich, so können ähnliche Schlüsse aus der Größe des Auges, aus der Entfernung der Augen voneinander und aus ihrer Lage im Gesicht gezogen werden. Engstehende Augen — die ein scharfes, konzentriertes Beobachten ermöglichen — sind der Beweis für starke und logische Denkfähigkeit, starken Willen und sogar für Fanatismus. Weit auseinanderstehende Augen dagegen lassen nur sehr unzuverlässige Schlüsse zu, beweisen aber meistens, daß ihr Besitzer ein Träumer und Schwärmer ist, der über eine starke Einbildungskraft verfügt.

Aus der Farbe der Augen allein kann selbst der geübte Beobachter keine „Eigenschaften“ ablesen. Sehr häufig aber ergänzen sie das Bild, das man sich allein aus Blick und Lage der Augen machen kann. Ganz allgemein jedoch kann gesagt werden, daß der dunkeläugige Mensch sinnlicher, weltlicher, leichtsinniger und lebenslustiger als der Mensch mit hellen oder blassen Augen ist. Wenn in Einzelfällen die Eigenschaften wirklich einmal vertauscht sein sollten, so ist das doch noch kein Gegenbeweis für diese Behauptungen (die gestützt sind auf die Werke sehr ernst zunehmender Forscher wie Carl Carus und Carl Guter).

... größer, daß die Befragung des „Scharnhorst“ noch am Leben sein könne, zumal sich in der Nähe des Wracks einige verlassen Hütten befanden, die vormaligen Samojeden zur Zuflucht gedient haben mochten. Von diesen Hütten aus hätten die Schiffbrüchigen, wären sie quer durch Korga gewandert, die ihnen der allgemeinen Richtung nach bekannten nächsten menschlichen Ansiedlungen erreichen können. Anfragen beim Leuchtturmwächter dieser Ansiedlung aber hatten keinen Erfolg — was war aus den „Scharnhorst“-Matrosen geworden? Man war nicht einen Schritt weiter gekommen, denn jetzt sah niemand mehr einen Weg zu diesem Geheimnis. Vielleicht war die Befragung doch ertrunken, vielleicht war sie auf dem Marsch durch Korga verhungert oder, entkräftet von Bären angefallen worden. Wer wußte es?

Eines Tages aber tauchte in Wilhelmshaven ein Mann auf, von dem wir nichts weiter wissen, als daß er ein russischer Emigrant war. Er ließ sich bei der greisen Frau, die noch immer nicht an

den Tod ihres Jungen glaubte, anmelden und er war es, der zuerst dieses eine bedeutsame und geheimnisvolle Wort aussprach: Soloveitzky! — Die Mutter, ihr Gatte wollten zuerst nichts davon hören. Was sollte denn auch die russische Regierung für ein Interesse daran nehmen, arme Schiffbrüchige hinter die gewaltigen Mauern des ehemaligen Klosters zu bringen? Aber schließlich begannen man, als alle anderen Verjuche, irgend etwas Genaueres über den Verbleib der „Scharnhorst“-Leute zu erfahren, gescheitert waren, in dieser Richtung zu arbeiten.

Der Stiefvater des Martin Schmidt benutzte seine Bekanntschaft mit einem sinnlichen Seesoffizier, um — vielleicht — etwas zu erfahren. Der Finne schrieb einen eingeschriebenen Brief an die Gefängnisbehörde der Soloveitzky-Insel. — Kein Erfolg — keine Antwort. Ein zweiter Brief wird abgesandt — das gleiche Ergebnis und auch ein dritter Brief bleibt unbeantwortet. Jetzt schreibt der sinnliche Offizier einen gleich-

falls eingeschriebenen Brief, der an Herrn Martin Schmidt, Gefangenener der Soloveitzky-Insel adressiert ist. Nun kommt der Brief zurück. Mit der Bemerkung: Adressat freigelassen!

Das Rätsel der Befragung scheint gelöst, denn inzwischen hat man in Wilhelmshaven davon gehört, daß sich unter den 50 000 Russen, die auf der Insel gefangen gehalten werden, seit einiger Zeit auch eine Anzahl Deutscher befinden. Die Mutter liebt der Rückkehr ihres Sohnes entgegen und ihr Gatte, der in der Zwischenzeit ebenfalls einige Briefe geschrieben hatte und dafür stets eine Empfangsbestätigung mit dem Namen Popow-Ostrow erhielt, glaubt endlich seine Aufgabe erfüllt. Aber Wochen, Monate vergehen — Martin Schmidt kehrt nicht zurück und auch von den anderen Leuten der Befragung meldet sich niemand bei der Reederei. Schließlich wendet der Stiefvater sich wieder an das Auswärtige Amt und das Konsulat in Leningrad (Petersburg), um bei der russischen Regierung nach dem Verbleib der Gefange-

nen zu fragen. Die russischen Behörden jedoch erwidern, daß sie nicht daran glauben, daß sich Mitglieder der Befragung des „Scharnhorst“ jemals in Gefangenschaft auf Soloveitzky befunden hätten noch befänden. Als zur Entgegung Photographien des zurückgegangenen Briefes und der Empfangs quittungen eingereicht werden, lassen die Behörden überhaupt nichts mehr von sich hören und, energischer zur Rede gestellt, verlegen sie sich auf Ausflüchte; es könne wohl sein, man müsse die unwirtliche Lage der Insel bedenken — aber freigelassen wären sie sicher; denn augenblicklich befände sich niemand von ihnen dort.

Dieser Stand der Dinge hat sich auch heute noch nicht geändert. Wir wissen nicht, ob die Gefangenen noch auf Soloveitzky sind oder ob sie von vertierten Wärtern erschlagen wurden — eigentlich ist kaum anzunehmen, daß sie freigelassen wurden. Eine ihrer Nachrichten hätte wohl sonst die Heimkehr erreichen müssen! Das Schicksal der „Scharnhorst“-Befragung wird uns Geheimnis bleiben.

Für unsere Jugend

Der letzte Ausbruch des Claima (Südamerika)

Aus den Erinnerungen eines Weltreisenden.

In der Cordillere nordöstlich von Tennero steigt eine schneebedeckte Pyramide, der „Claima“, gegen den Himmel. Er ist eingebettet in eine der fruchtbarsten Zonen des südlichen Chiles. Der wilde eiskalte Trafschnee jagt am Fuße dieses mächtigen Berges vorbei. In seltsamem Gegenlicht zu seinem kristallinen, grünlich schimmernden Gewässer zeigen seine schwarzen Ufer das Bild einer starren Bewegung. Wer einmal Momentaufnahmen von galoppierenden Pferden gesehen hat, die scheinbar in komischer Verrennung in der Luft hängen, mag ungefähr das gleiche Gefühl gehabt haben wie ich, als ich den erstarrten, hunderte Jahre alten Lavastrom zu beiden Seiten des Flusses — denn nichts anderes sind die schwarzen Massen — gesehen habe. Wie auf solchen Lichtbildern springende Tiere ihre Füße wie Protektionen von sich strecken, so hat hier die Natur ein plastisches Momentbild in Stein geformt: wandernde, sich überstürzende Lavamassen, deren Formen unheimlich sind. Auch an sonnenhellen Tagen raucht hoch über dieser Szenerie der Krater des Claima, und alle paar Minuten erscheint an der Kraterlippe ein schneeweißes Mößchen, das sich im Aetherblau verliert.

So trieb es manches Jahr der Claima. Im Jahre 1923 am 7. Oktober war's, da ritt ich sorglos am Fuße dieses Riesenberges, um gegen Norden nach Ancula, mein nächstes Reiseziel, zu gelangen. Schon in der letzten Nacht gab es dröhnende Drohungen des Claima und unaufhörliches Grollen und Rollen kündete den unheilvollen Jörn des Riesens an, der wohl imstande war, in wenigen Minuten das Ergebnis langer anstrengender Arbeit vieler im Umkreis wohnender Menschen zu zerstören.

Man glaubte nicht an einen Ausbruch. Vormittags gab es schwüle Atmosphäre, dann kamen Nebel, braun-grau-schwarz, immer mehr sich verdichtend, endlich begann es zu regnen. Aber welches merkwürdige Gefühl, der Regen war warm und trocken. Es waren keine Wassertropfen, sondern Asche. Noch bevor ich unerfahrener Europäer einen Eingeborenen erreichen konnte, jagt ein Mapuchimann auf seinem Pferde vorbei und ruft mir mit allen Zeichen der Angst im Gesicht zu: „El Volcans!“ Nun beginnt die Erde zu zittern, ein plötzlicher Windstoß von solcher Stärke, daß ich

mich kaum auf dem Pferde halten kann, reißt die Nebelwand auf und zeigt eine gewaltige, in unendliche Höhe aufsteigende Dampfsäule. Donnerndes Rollen lenkt meine Aufmerksamkeit von der Betrachtung des Himmels auf die Erde. Wo sich sonst nichts zeigte als Felsen, schimmern jetzt querschimmernde Fluten! Wie ist das möglich? Der Truheflut müßte ja 20 Meter gestiegen sein, damit man ihn von hier aus sehen könnte.

Schon strömen von überall die Leute aus ihren armseligen Behausungen angstvoll zusammen. Sie ättern um ihr armseliges Leben, das sie hier führen in Bretterbuden ohne die geringste Einrichtung. Der Pferdeflut ist ihr Kopfstein und Bettgestell zugleich.

Ich eile dorthin, wo ich überraschend die schillernden Fluten erblickt hatte. Es ist Wahrheit, der Strom ist ausgetreten, 18 bis 20 Meter über seine gewöhnliche Höhe jagt er dahin mit einem Brüllen, als würde er Todesqualen erdulden müssen unter der heißen Lavamasse, die ihn jährt. In wahnfinnigen Tönen reißt er ganze Uferstücke mit Baum und Fels von der Stelle weg, wirbelt sie an anderer Stelle wieder aus und erzeugt riesige neue Inseln und Hügel. Die Fische braucht man zur Nahrung nicht erst zuzubereiten, massenhaft bedecken sie in gekochtem Zustande den Boden, wo sich das Wasser zurückzieht. Und dies geschieht schon nach zwei Stunden. Diese Zeit hat genügt, um das ganze Landschaftsbild zu ändern, der Fluß hat einen anderen Lauf genommen, ein hoher Wasserfall ist nahezu verschwunden, die Brücken, die sich die Bevölkerung notdürftig aus Riesenstämmen gebaut hatte, sind weggeschwemmt, wir sind abgeschnitten von der andern Welt. Als die Nacht kommt, ist der Spuk zu Ende, auch die Existenz vieler Menschen und Tiere. Was 80 Kilometer im Umkreis an Weide vorhanden war, ist von Lavastaub bedeckt, so daß unzählige Tiere kein Futter mehr fanden.

Ein Flieger der Armee überflog tags darauf diese verwiterte Gegend und meldete dann seinem Kommando: „Alles in Ruhe, dichte Schneedecke, Bevölkerung lebt in ihre Behausungen zurück.“

14 Tage nach dem Beben war notdürftig eine neue Brücke hergestellt, und so konnte auch ich, allerdings ohne Pferde, dieses Katastrophengebiet verlassen.

A. C.

Es grenzt ans Unglaubliche.

was diese Maschine leistet

Unsere Abbildung zeigt die Gezeitenmaschinen der Deutschen Gewerke in Hamburg. Was diese Maschine zuwegebringt, ist eine Leistung von so unerhörten Ausmaßen, das menschliche Kö-

nen im Vergleich dazu völlig verbleibt.

Die Gezeitenmaschine, die elektrisch betrieben wird und die über ein förmliches Labyrinth von Rädern und Nadeln verfügt, ist bei unausgeglichener Arbeit imstande, im Zeitraum eines Jahres sämtliche Hoch- und Niedrigwasser für alle Seehäfen der Welt zu ermitteln.

Um die ungeheuerliche Größe dieses Arbeitsquantums zu verstehen, muß man sich zunächst vor Augen halten, daß ungefähr 800 bis 900 Seehäfen in Betracht kommen und daß für jeden Hafen ungefähr 1400 Hoch- und Niedrigwasser zu berechnen sind. Menschen, die für einen einzigen Hafen die Hoch- und Niedrigwasser berechnen, benötigen zu dieser Arbeit Monate intensiver Tätigkeit.

Das kann weiter nicht verwundern, denn diese komplizierten Berechnungen müssen an Hand von Logarithmentafeln sowie Sonnen- und Mondtabellen vorgenommen werden.

Nimmt man also an, daß von Menschen innerhalb von nur drei Monaten die Hoch- und Niedrigwasser für einen einzigen Hafen ermittelt werden können, dann vollbringt diese Maschine in der vierfachen Zeit, in einem Jahre also, die wunderbare Leistung sämtliche Gezeiten für alle Häfen der Welt zu berechnen. Das ist eine so phänomenale, eine so faszinierende Uebersteigerung menschlichen Könnens, daß man nicht weiß, was man mehr bewundern soll: diese Maschine oder die Genialität derer, die diese Maschine erfunden haben.

Die Riesenarbeit, welche die Gezeitenmaschine hinter sich bringt, ist noch umso höher zu veranschlagen, als sie unbedingt fehlerfrei arbeitet, während bei der Berechnung durch Menschen, erst recht bei einer dermaßen verwickelten Materie, Mängel und Ungenauigkeiten sehr leicht unterlaufen können.

Wellen, die uns irreführen

Der Stein, der einen Spiegel trifft, verursacht ein Loch, wenn er mit größerer Gewalt gegen die Glasfläche prallt. Der Stein, der einen Wasserspiegel trifft, verursacht gleichfalls ein Loch, mit dem Unterschied allerdings, daß ein besonderer Schaden nicht entsteht, denn gleich, nachdem der Stein in die Tiefe gesunken ist, schließt sich dieses Loch wieder.



Es ist aber noch ein anderes, das bei diesem Vorgang unser Interesse erregt. Der Wasserspiegel, der durch den einfallenden Stein, in Unruhe versetzt worden

ist, beginnt plötzlich Wellen zu schlagen, der Kreis der Wellen wird größer und größer. Jeder, der dieses Spiel der Wellen schon einmal beobachtet hat, glaubt darauf schwören zu können, daß von der ausgewählten Wasseroberfläche die Wellen auf die Wanderschaft geschickt werden. Aber gerade dieses Beispiel beweist uns, wie leicht sich unsere Augen täuschen lassen, denn in Wirklichkeit gehen die Wellen gar nicht auf die Wanderschaft.

In diese Behauptung wird mancher sicherlich große Zweifel setzen. Umsomehr, als die Wellen, die auf uns zukommen, ganz und gar danach aussehen, als seien sie im Wandern begriffen. Und doch ist es anders.



Um auch die letzten Zweifel zu beseitigen, machen wir ein kleines, einfaches Experiment. Wir warten, bis sich die Wasseroberfläche vollständig wieder beruhigt hat. Alsdann legen wir einen Korken oder ein ganz leichtes Stück Holz auf den Wasserspiegel. Sobald der Korken bzw. das Holzstückchen völlig unbeweglich liegen, werfen wir einen Stein ins Wasser. Sofort setzen sich die Wellen in ihrer bekannten Art in Bewegung, die Wellenkreise werden größer und größer und kommen, wie wir vermuten, auf uns zugelaufen. Das Verhalten des Korkens jedoch beweist genau das Gegenteil, denn trotzdem die Wellen scheinbar auf uns „zulaufen“, bleibt der Korken, wie auch er auf und nieder tanzt, ständig an ein und derselben Stelle. Würden die Wellen also, wie es den Anschein hat, tatsächlich auf uns zuwandern, dann müßten sie auch den Korken zu uns heranziehen.

Die gleiche Tatsache läßt sich auch an einem Seil beweisen, das wir auf dem Boden ausbreiten und dann an dem einen Ende in die Höhe reißen, so daß es wellenförmige Bewegungen ausführt. Auch hier scheint sich das Seil wellenartig fortzubewegen, in Wirklichkeit jedoch verharren die einzelnen Teile des Seiles an der gleichen Stelle.

Die 17 Pferde

Da kamen unlängst drei Erben in helle Verzweiflung. Es waren drei junge Leute, die sich zusammen mit ihrem Vater, einem Pferdehändler, auf der Reise befanden. Der Vater führte 17 Pferde mit sich. Unterwegs erlitt der Vater einen Rückfall in eine alte, nicht völlig ausgeheilte Krankheit, so daß er sogleich Aufnahme in einem Krankenhaus nachsuchen mußte. Dort starb der Vater schon nach wenigen Tagen. Vor seinem Ableben hatte der Vater bestimmt, daß dem ältesten seiner Söhne die Hälfte der 17 Pferde zufallen sollte, der Zweitälteste sollte ein Drittel des Pferdebestandes erben, während sich der jüngste Sohn mit einem Reuteil begnügen sollte.

In völliger Ratlosigkeit standen die Erben vor den 17 Pferden, denn wie sehr sie sich auf ihre Gehirne zerquälten, das schwierige Rechenexempel wollte ihnen nicht gelingen. Da kam ein Bauersmann vorbeigeritten und sah die drei hilflosen jungen Menschen.

„Aber, das kann doch nicht schwer sein, die 17 Pferde gemäß dem Willen eures Vaters zu verteilen“, meinte der Bauersmann, den man um Rat gefragt hatte. Und ohne sich lange zu bedenken, nahm der Bauer die Teilung vor, genau nach dem Verteilungsplan, den der verstorbene Pferdehändler seinen Söhnen hinterlassen hatte.

Wieviele Pferde hat jeder der Erben erhalten?

Das kann doch nicht schwer sein, die 17 Pferde gemäß dem Willen eures Vaters zu verteilen“, meinte der Bauersmann, den man um Rat gefragt hatte. Und ohne sich lange zu bedenken, nahm der Bauer die Teilung vor, genau nach dem Verteilungsplan, den der verstorbene Pferdehändler seinen Söhnen hinterlassen hatte.

Im WALD und auf der HEIDEN

Kann der Fuchs klettern?

Eine recht komische Frage, wird mancher sagen. Der Fuchs soll klettern können? So wenig geläufig auch die Kletterkünste des Fuchses vielen Laien sein mögen, der Fuchs versteht sich tatsächlich auch aufs Klettern. Freilich darf man nicht einen allzu strengen Maßstab anlegen.

Er hat zwar bei weitem nicht die Gewandtheit des Eichhörnchens, des Marders oder der Rahe, doch bringt er es immerhin zu recht respektablen Leistungen. Da er die Bäume aber nicht im eigentlichen Sinne erklettert, sondern nur ersteigt, ist es Vorbedingung, daß sie etwas schief gewachsen sind und daß am Stamm sich möglichst auch ein paar Spalten oder Löcher befinden, in die sie der Fuchs beim Ersteigen einkrallen kann.

Die Fuchse klettern mit Vorliebe solche Bäume auf, die oben, wie beispielsweise die Koppweiden, eine möglichst breite Liegestatt

zum Ausruhen bieten. Die Sicherheit der Liegestatt ist vor allem deshalb ausschlaggebend, weil der Fuchs dort oben auf dem Baum, namentlich wenn es die Witterung gut meint, oft den ganzen Tag verschläft. Bei so ausgiebiger Siesta, muß der Fuchs schon damit rechnen, daß er in lange, aufschreckende Träume verwickelt wird. In einem solchen Falle wäre also eine unzuverlässige Baumplatz ein richtiges Verhängnis.

Aus den Berichten der Jäger weiß man, daß der Fuchs nicht nur den Baum mit manchmal überraschender Leichtigkeit zu ersteigen vermag, sondern auch beobachtet, daß er sich im Gezweig der Bäume oft mit großer Behendigkeit fortbewegt. Das hat er wohl seinen Vektoren, den Hund, abgeguckt, die oft in ganz ähnlicher Weise wie der Fuchs auf Bäume steigen

Ein Storch macht 5000 Kilometer

Die ungeheure Leistung der Zugvögel wird wieder einmal durch die Mitteilung eines Geschäftshauses in Bad Redam (Sudax) an die Vogelwarte in Rostock bewiesen. In dieser Mitteilung heißt es, daß von Eingeborenen am Blauen Nil ein weißer Storch erlegt worden ist, dessen Fuß einen Ring der ostpreussischen Vogelwarte trug. Es hat sich feststellen lassen, daß dieser Storch in dem Ort Weibels (Regierungsbezirk Königsberg) den Erkennungsring erhalten hatte. Danach hat das Tier bei seiner Luftwanderung von der gemäßigten nach der äquatorischen Zone eine Strecke von rund 5000 Kilometern zurückgelegt.



Im Güterzug durch Argentinien / von Rudolf Cerny

Der Zug rattert und knattert in die nächtliche argentinische Pampa hinein. Er frist Kilometer um Kilometer. Und mit jedem Kilometer schmerzt mich mein Körper mehr, auf dem man zu sitzen pflegt. Wenn meine Sitzgelegenheit nicht gar so uneben und unbequem gewesen wäre! Aber ich war eben noch ein „gingos“, und zwar ein ganz frisch importierter. Mein Alter hatte erst einen Monat zugenommen, seitdem ich Argentinien's Boden betreten hatte. Und außerdem fahre ich zum erstenmal „schwarz“. Wie so viele andere, die in der neuen Welt eine neue Heimat suchten, kam auch ich mit meinem Hab und Gut in das Land der Verheißung. Statt Arbeit und Brot fand ich Not und Elend, so daß ich gezwungen war, meine Person der Landstraße und den Begleiterscheinungen derselben anzuvertrauen. Ich wurde „lyngheras“, das so viel wie Landstreicher bedeutet.

So ein „lyngheras“ ist etwas ganz eigentümliches Argentinisches, obwohl es Landstreicher ja auf der ganzen Erde gibt.

Aus dem ursprünglich mit dem Sommer vom Norden nach dem Süden ziehenden, wandernden Erntearbeitern, hat sich jetzt, durch die ungeheure Arbeitslosigkeit hervorgerufen, ein Typ von Landstreichenden Arbeitslosen gebildet, die streckenweise zu Fuß, dann wieder auf dem „tren de carga“, dem Güterzug, das an Fläche annähernd sechsmal Deutschland umfassende Argentinien durchziehen. In einem Güterzug haben sie alle ihre Habseileiten bei sich. Ihr Bett ist die Erde, das Dach, unter dem sie schlafen, der Himmel, falls ihnen nicht ausnahmsweise ein leerer „galpon“ (Schuppen) oder ein gedeckter Güterwagen

Herberge bietet. Eine zweckdienlich eingerichtete Viehwagge mit einem Drahtbügel ist ihr Kochgeschirz und Teller, ihr Wasserbecher und womöglich auch ihr Waschbecken. In den Stationen abseits der Geleise kann man sie duhndweise herumliegen sehen.

Unter diese Gilde war auch ich gegangen. Allerdings konnte man mir schon von weitem ansehen, daß ich noch kein Zünftiger war. Was Wunder, daß ich deshalb auch ohne Ueberlegung, froh, mir eine Mitfahrts zu sichern, mich auf den schon in Bewegung gewesenen Zug geschwungen hatte. Jetzt saß ich nun unbequem, aber sicher auf einem mit einer Blache zugedeckten Wagon.

Was unter mir alles aufgestapelt war, entzieht sich noch heute meiner Kenntnis. Möglicherweise liegt darunter jede Menge von Gegenständen, die ich nicht zu nennen. Das wäre ja alles noch zu ertragen gewesen, wenn ich nur nicht in meiner Gedankenlosigkeit hinter den Viehwaggon aufgestiegen wäre. Aber jetzt war es zu spät. Bevor der Zug nicht hielt, konnte ich meinen Platz nicht verlassen. Weiter nach vorn gab es nämlich nicht nur nicht nur einen, sondern eine Menge Viehwaggons mit vielen Kindern, Schweinen und Schafen. Ich habe meine Dummheit bitter bereut. Statt der würzigen Nachtluft mußte ich versuchen, ohne Spur von Sauerstoff über die nächsten Stunden hinwegzukommen.

Von Bahia Blanca her war ich unterwegs, um nach dem 2000 Kilometer entfernten Cordoba zu kommen, von wo ich die chilenische Grenze erreichen wollte. — Geld hatte ich keines und da in Argentinien kein Verdienst zu finden war, wollte ich den Staub dieses Landes von meinen Füßen schütteln. Gepäck hatte ich auch nicht

viel mehr, denn alles Wertvolle habe ich in Rio Blanca schon verkauft, also gab es keine andere Wahl, — der „tren de carga“ war die einzige Lösung.

Und der Zug rattert weiter und weiter. Endlich blieb er einmal irgendwo stehen. So schnell war ich noch niemals von einem Verkehrsmittel herunter. Auf der Station abgekehrten Seite stolperte ich nach vorn, an den Viehwaggon vorüber. Durch meine erst gemachten Erfahrungen klug geworden, suchte ich mir einen möglichst günstigen Platz zu ergattern. Eine Waggontür sah ich halb offenstehen und dort warstelte ich mich hinein stolperte aber sofort über ein weggerolltes Bein, wie ich vermutete. Ich hatte mit meiner Annahme auch recht, denn der Besitzer dieses Gliedes stieß einen fürchterlichen Fluch aus und war dann wieder ruhig.

Das mußte einer von der Zunft sein! —

Tastend suchte ich mir einen freien Winkel und legte meine Gliedmaßen in Ruhestellung. Das eintönige Stöhnen der Räder auf den Schienen rüttelte mich in Halbschlaf. Der Zug schien in die ewige Finsternis einzufahren. Doch endlich begann der Tag zu grauen. Blinkschließ konnte ich nun meine Reisegefährten betrachten.

Drei lagen hier, mit ihren Säcken als Kopfkissen, in alte Mäntel gehüllt. Zwei von ihnen mußten diese Art Leben gewohnt sein. Außerdem schienen sie wenig Blut von Weihen in ihren Adern zu haben.

Nach ihrem Erwachen haben sie mich mit geringschätzigen Blicken. Mein Anzug sah sicher noch zu vornehm aus und im ganzen mußte ich den Eindruck eines verachteten „gingos“ erwecken. Der

dritte hielt es der Mühe wert, mit mir einige Worte zu wechseln. Als er erfuhr, daß ich Österreicher sei, fing er sofort deutsch zu sprechen an. Er war ein Sachse. Ich fühlte mich gleich wohler und heimischer in dem Lastwagen. Nach dem üblichen „Wohin“ und „Woher“ suchte ich durch Fragen in die Technik des Güterzugsreißens einzudringen.

Während unseres Plauderns hatten wir gar nicht bemerkt, daß der Zug endlich wieder einmal stehen geblieben ist und ein behelmter Kopf im Türpalt auftauchte. Da ich in Argentinien noch nichts mit der Polizei zu tun gehabt habe, sah ich der Angelegenheit mit gemischten Gefühlen entgegen. Der Aufforderung abzuweichen, obwohl ich sie dem Wortlaut nach nicht verstand, mußte ich wohl oder übel mit den anderen nachkommen. Wir beeilten uns nicht. „Paciencia“ — Geduld. Denn in Argentinien hat es niemand eilig, und scheinbar am wenigsten die Polizei.

Mit unseren Bündeln am Rücken gingen dann im Gänsemarsch zur „comisaria“. Wir waren aber nicht etwa die einzigen. Von den anderen Waggons hatten wir noch Zuwachs bekommen. Auf meine Frage, wie lange wir wohl brummen müßten, lächelte der Sachse bloß.

Im Hofe der „comisaria“ mußten wir in Reih und Glied antreten. Dann wurden uns die Ausweispapiere abgenommen. — Dies alles ging sehr gemächlich zu. Ordnung und Disziplin kannte man dort überhaupt nicht.

Der Polizist an der Straßenkreuzung hat seelenruhig seine Zigarette im Mund und regelt den Verkehr oder, besser gesagt, läßt ihn sich selber regeln. Hat er irgendwo etwas zu bewachen, so

geht er nicht etwa davor stramm auf und ab, sondern sucht sich eine ruhige schattige Ecke, verhaselt sich einen Stuhl und läßt sich bei einer Schachtel Zigaretten nieder.

Daß Diebe, Einbrecher und dergleichen hier ein bedeutend ruhigeres und beutereicheres Leben führen als bei uns drüben, ist erklärlich.

Am übrigen wurde jedem von uns ein Reinigungswerkzeug in die Hand gedrückt, Wäsche, Kübel und Schuerecken und dergleichen und dann ging's ans Fegen und Schrubben. Zwei von uns wurden zum Holzspalten abkommandiert.

Jetzt verstand ich auch das Lächeln des Sachsen. Der erwartete Arrest hatte sich in Zwangsarbeitsleistung umgewandelt.

Fühlen sich die Insassen einer Polizeiwachstube eines Provinzstädtchens etwas wohler in Bezug auf Reinlichkeit und gibt es keine Missetäter, so wird ein Güterzug beschlagnahmt. Geld für eine Reinigungsrau fehlt meistens, da doch die Polizeibeamten mit ihrem Gehalt im Müßiggang sind und sich ihren Lebensunterhalt auf irgend eine Art verdienen müssen.

Nach getaner Arbeit gabs sogar etwas zu essen für uns. Dann mußten wir in Reih und Glied antreten, bekamen unsere Ausweispapiere wieder zurück und wurden huldvoll entlassen, nachdem uns noch vorher Auskunft über Abfahrtszeit des nächsten „tren de carga“ und über sonst für uns Wissenswertes erteilt worden war.

Die Weiterreise ging ohne Zwischenfälle vor sich, und nach einer Woche hatte ich die 2000 Kilometer hinter mich gebracht. Ich war am Ziel meiner Träume angelangt, ohne auch nur einen Centimos dafür zu bezahlen.

Eine schallende Ohrfeige

„Du mußt ihm eine Ohrfeige geben“, rief Erika energisch, „eine schallende Ohrfeige, hörst Du?“ Erika lebte allein mit ihrer Mutter, die sich hartnäckig weigerte, einen mühseligen Baufortschritt zu zahlen und der Hausherr, Alois Gugler, der zwei Stodwerte über ihnen wohnte, hatte sich dafür revanchiert und das Gerücht verbreitet, daß es mit der Morand der beiden Damen nicht weit her sei.

„Wäre es nicht vernünftiger, ihn zu verklagen?“, warf Franz ein, ein schwächlicher, intellektuell aussehender junger Mann mit einem blassen Gesicht und schwarzer Hornbrille.

„Verklagen sagst Du?“ „Ach, verklagen!“ Sie maß ihn voller Verachtung. „Du bist wohl zu feig?“

Franz versuchte sich in die Brust zu werfen und rollte mühsam die Augen.

„Du hast recht“, sagte er, „dieser Schmutzkübel hat die Ohrfeige zweifellos verdient, ich fürchte nur...“

„Was denn“, drängt sie, „was fürchtest Du denn? Und meine Ehre“, fuhr sie auf, „ist Dir meine Ehre nichts, wie?“

„Laß mich ausreden“, sagte Franz, während er sich die größte Mühe gab, mit hartem, männlichen Schritten um den Tisch zu gehn. „Ich fürchte nur, daß etwas geschehen könnte. Du weißt, daß mit mir nicht gut Kitzeln essen ist, mit mir nicht! Was dann, wenn er mit dem Hinterkopf aufschlägt, man kennt das. Mit dem Hinterkopf ist nicht zu spaßen, meine Liebe. Die Ärzte haben dafür kein Wort. Es gibt da eine Stelle, die sehr empfindlich ist. Wenn was passiert, komme ich ins Zuchthaus.“

„Erich wäre glücklich, wenn er für mich ins Zuchthaus dürfte“, rief sie gereizt, „Erich würde für mich einen Mord begehen. Aber Du, paß, Du bist ja kein Mann, Du hast Hirnbohrer in den Adern.“

„Ha“, machte er, „ich bin kein Mann!“ Diese Frauen sind herzlos, dachte er, ihre Wogen soll man sich die Nasenbeine zertrümmern. Sie stehen Ababel und

lächeln. Er spannte seinen Biceps. Ich habe keine Muskeln, dachte er, das ist alles.

„Also gut“, rief er laut und mit übertriebener Entschlossenheit, „ich will Dir beweisen, daß ich ein Mann bin, ich werde ihm eine Knie, heute noch.“ Sie sprang mit einem freudigen Satz von der Chaiselongue, schlang ihre dünnen weichen Arme um seinen mageren Hals und gab ihm einen langen Kuß.

Franz holte die Fäuste. „Na warte“, sagte er, „das Bürschchen werd' ich mir kaufen! Adieu, Liebster, morgen um vier.“ Sein Blick hatte einen steifen drohenden Ausdruck. Er knöpfte sich mit einer knappen militärischen Bewegung den Rock zu und schritt in leztergerader Haltung hinaus.

Er stieg die Treppe hinauf, langsam setzte er einen Fuß vor den andern, wie einer, den man zum Schafott führt. Endlich war er oben. Auf einem glänzenden Messingbild war in großen lateinischen Lettern der Name eingraviert: Alois Gugler, darunter stand etwas kleiner: Schreibmaschinen. Erich wäre glücklich, wenn er für mich ins Zuchthaus dürfte, hatte Erika gesagt. Wer weiß, dachte Franz, wie das mit Erich ist. Er spürte, wie ihm das Blut in den Kopf schloß und freute sich über seinen Zorn. Die Spitze seines rechten Zeigefingers drückte vorsichtig, wie von selbst, auf den kleinen schwarzen Klingelknopf. Kurz und schüchtern klingelte es, fast gegen seinen Willen. Franz erschraf. Er hörte Schritte. Jemand rief aus der Küche, es war eine hohe, schneidende Frauenstimme. Die Schritte näherten sich der Tür. Franz versuchte sich zusammenzunehmen. — Ha, dieser Schutzhelm, dachte er, eine Knie ist das einzig Richtige, kurzen Prozeß, eine hinter die Ohren.

Da ging die Tür auf, Franz sah sich einem gutgekleideten Herrn gegenüber, der Mitte der Vierzig sein mochte. Er war schlank und schneid, hatte stahlblaue bohrende Augen und ein gelbes, leicht gebräuntes Gesicht.

„Was wünschen Sie“, fragte

der Herr. Der Herr hatte ein so notes Organ, seine Augen blühten fest und furchtlos.

„Verzeihen Sie“, stotterte Franz, „ha—be ich das Vergnügen... Das Vergnügen, mit Sie—Sie—, mit Herrn Gugler ppp?“

„Jawohl, mein Herr, das bin ich selbst. Was verschafft mir die Ehre?“ Der sehnige Herr lächelte freundlich; in diesem Lächeln lag ein wenig Mitleid.

„Ich so—komme wegen einer Schr—Schreibmaschine“, stieß Franz mit schwacher Stimme hervor.

„Treten Sie näher, mein Herr!“ Herr Gugler sagte den schüchtern jungen Mann beinahe väterlich an den Schultern und führte ihn durch den hellen Flur in ein großes vornehm eingerichtetes Zimmer.

„Nehmen Sie Platz, junger Mann“, fuhr Herr Gugler fort. „Was für ein System soll es sein?“, stotterte er mit jener glatten und sicheren Liebenswürdigkeit, an der ein routinierter Geschäftsmann sofort erkennbar ist. Franz fühlte, daß er den entscheidenden Moment verpaßt hatte.

„Wohl Anfänger“, lächelte Herr Gugler, indem er seinem Gegenüber eine silberne Zigarettenbox unter die Nase hielt. „Ich hätte da eine entzückende kleine Schreibmaschine, wie aus dem Ei gepellt. Das wäre für Sie zweifellos das Richtige.“ Er machte ein paar Schritte zu einem kleinen Tisch, auf dem eine Schreibmaschine stand, spannte einen Bogen Papier ein und tippte einige belanglose Sätze. Dann kam er mit dem Bogen zu Franz. „Reizend, wie?“ fragte er lachend. Und Franz hauchte: „Reizend!“

„Bezahlen Sie gleich oder wünschen Sie Raten?“, fragte der sehnige Herr mit den stahlblauen Augen. Seine Stimme hatte etwas Hypnotisches. Lieber Raten“, erwiderte Franz und vertiefte sich in das lähmende Gefühl seiner Minderwertigkeit.

Nach fünf Minuten war der Kaufvertrag unterschrieben und Franz zahlte die letzten zehn Mark an, die er für seine Miete aufgehoben hatte und verpfändete sich, den Rest von hundertzehn Mark in elf Monatsraten zu begleichen.

Als er am nächsten Morgen um vier an der Wohnung seiner

Braut klingelte, stürzte ihm Erika erwartungsvoll entgegen und zog ihn aufgeregt in den Salon.

„Wie wars?“, drängte sie, „erzähl doch!“

„Da ist nicht viel zu erzählen“, erwiderte Franz, indem er sich mit betonter Gelassenheit eine Zigarette anzündete, „dieser Schuft hat genug! Ein bißchen aus der Nase geblutet, weiter nichts.“

Nach einigen Tagen begegnete ihnen Herr Gugler auf der

Treppe. Als er seinen Kunden erkannte, zog er zuerst den Hut und grüßte mit weit ausholender Freundlichkeit. Erika sah ärtlich bewundernd auf Franz.

„Der hat Respekt vor Dir“, lachte sie.

„Solche Menschen haben nicht einen Funken Charakter“, erwiderte Franz. „Ich habe Dir immer gesagt, Liebster, daß für gewisse Leute eine Ohrfeige das einzig Richtige ist.“

Franz Dietrich.

Die ältesten gedruckten Heiratsgesuche

Der Weg zum Eheglück durch den Inzeratenteil der Presse ist nicht so modern wie viele glauben. Das älteste gedruckte Heiratsgesuch scheint dasjenige zu sein, welches sich in einer Nummer der zu Frankfurt erschienenen „Frag- und Anzeigungs-Nachrichten“ vom 8. Juli 1738 befindet und also lautet: „Ein honettes Frauenzimmer ledigen Standes, guter Gestalt, sucht zur Ausmachung einer Erbschaft in hiesiger Nachbarschaft, welche ihr rechtmäßiger Weise zukommt, von circa Fl. 50 000, einen guten Doctor oder Advocaten ledigen Standes von hier, welcher sich obligiert, diese Sache auszumachen, so groß und wohl aussieht, wann es alsdann sich dieses wohl angelegen sein läßt, so offeriert sie sich, denselben zu heirathen, es müßte aber je ehender je lieber sein, weil das Frauenzimmer sich dieserwegen noch allhier aufhalten wird.“

Andere Heiratsgesuche aus dem 18. Jahrhundert finden wir in Hamburger und Wiener Blättern, darunter eine aus dem Jahre 1794, in welcher der betreffende Ehestandskandidat sich ganz ungeschicklich beim Namen nennt. Ähnlicher Art ist ein Inzerat in den „Intelligenz-Nachrichten des k. k. privilegierten Zeitungsamtes in Prag“ vom 8. März 1794. Dieser Kandidat ist Witwer, „bei 40 Jahre alt, mittlerer, gut proportionierter Statur, ohne mindesten Defect, mit zwei gut gebildeten, unzerzogenen Kindern (Mädchen), von 10 bis 12 Jahren, mit 500 Gulden fixem Gehalt, in einem der besten Städtchen Galiziens lebend.“ Die von ihm gesuchte Frau mußte sein von

christlicher Religion, gute Bürgererziehung, aus Böhmen gebürtig, über zwanzig bis dreißig Jahre alt.

In Berlin scheint man Heiratsgesuche damals noch nicht gekannt zu haben, denn die „Spener'sche Zeitung“ vom 2. Februar 1797 brachte als Neuheit den Abdruck einer Heiratsanzeige aus der „Wiener Zeitung“ vom 25. Januar 1797, die allerdings an Offenheit des Heiratskandidaten nichts zu wünschen übrig läßt. Unter der Ueberschrift: „Zum Heirathen wird ein Waibsbild gesucht“ heißt es weiter: „Ein verwittbter Mann von gelehrten Jahren, munter und frisch, der sich bey höchsten und hohen Herrschaften Meriten gemacht hat und noch machen kann, auch kein Kind hat, aber an Werth und Wissenschaft vieles besitzt, ist gesonnen, ein offenes Gewerbe mit extra Vorthell anzutreten und sucht ein Waibsbild: sie muß 30 oder mehrere Jahre haben, kann ledig oder eine Witwe mit zwei unzerzogenen Kindern seyn, er scheut auch keinen Naturfehler, sie muß aber 300 Gulden haben, welche er ihr durch seine Sachen genugsam verschaffen kann. Wann ein solches Waibsbild zu dem Vorbeschriebenen Belieben trägt, so kann sie ihn helfen lassen oder in sein Logie kommen, er wohnt am Spittelberg in der Fuhrmannsgasse beim goldenen Luz im ersten Stock bei Barthol. Graf, pensionierten Bedienten.“

Der Mann, der sich um den Preis von dreihundert Gulden über die Naturfehler seiner zukünftigen hinwegsetzt, hat übrigens in der späteren Zeit viele Nachahmer gefunden.

LIES LACH und RATE

Einst traf der Alte Dessauer am Wege einen seiner Soldaten, der sich des Ungeziefers zu entledigen suchte. „Was machst du da?“ fragte er ihn. „Ich laufe!“ war die Antwort. Der Fürst war darüber erfreut und schenkte dem Soldaten einen Taler, damit er sich ein neues Hemde kaufen könne. Das hatte ein Kamerad gesehen, und er dachte auch auf so leichte Weise in den Besitz eines Talers zu kommen. Er lief also rasch den Weg weiter und setzte sich auch an den Straßengraben und tat sehr eifrig bei der Lauseljagd. Aber der Dessauer hatte Kunde gerufen. Als er da vorbeikam, fragte er ihn: „Was machst du da, Lumpenhund?“ „Ich suche Läuse“, sagte der Mann. „Die kannst du billig haben, geh' nur zurück, da sitzt einer, der hat welche“, sagte der Feldherr, und damit ließ er den verdutzten Soldaten sitzen.

Ein Karikaturenzeichner hatte einen durch Spekulation reich gewordenen Weinhändler in der Gestalt eines mächtigen Weinfasses in ein Witzblatt gebracht. Mehrere Jahre später richtete der stets in Geldnot befindliche Zeichner im Glaube, daß jenes Produkt seines boshaften Stilles längst vergessen sei, ein Anleihegesuch an den Weinhändler, mit dem er in letzter Zeit häufig zusammen getroffen war. Die Antwort ließ nicht auf sich warten, sie lautete: „Gern, verehrter Herr, hätte ich Ihrem Bedürfnis von meinem Ueberfluß abgeholfen. Daran, daß ich es nicht vermag, sind Sie aber selber schuld. Als Sie mich vor einigen Jahren als volles Weinfass abkonterfeiten, vergaßen Sie, mich mit einem Zapfen zu versehen, weshalb Sie heute leider nichts von mir ziehen können.“

Gerade als sich der Schauspieler mit seinem Impresario über die neue Tournee unterhält, klingelt es, und ein Herr wird gemeldet, der den Schauspieler dringend zu sprechen wünscht. Nach ein paar Minuten kommt der Schauspieler strahlend wieder ins Zimmer und sagt zum Impresario: „Ich habe dem Journalisten, der sich da draußen Notizen macht, einiges erzählt über die hohe Gage, die ich von Ihnen er-

halte; es schadet wohl nichts, wenn ich ein bißchen übertrieben habe.“ Der Impresario öffnet die Tür, blickt ins Vorzimmer und flüstert entsetzt dem Schauspieler zu: „Um Himmelswillen, das ist doch kein Journalist, sondern ein Bücherrevisor vom Finanzamt, der Ihr Konto nachprüfen will!“

Der bei Saalfeld am 10. Oktober 1806 gefallene Prinz Louis Ferdinand von Preußen kam während der Rheincampagne anno 1792 durch Hesse und eines Abends spät in ein Bauernhaus ins Quartier. Hier waren keinerlei Vorbereitungen zur Aufnahme der Truppen getroffen. Der Prinz fragte die Mutter, ob sie nichts für ihn zu essen habe? Die gute Frau, die erfahren hatte, welcher hohen Gast sie beherbergen sollte, war wie aus allen Wolken gefallen und stotterte immer nur, daß sie ja keine Ahnung davon gehabt habe, daß sie Einquartierung bekäme.

„Ich muß aber etwas zu essen haben“, erklärte der Prinz, „denn ich bin beinahe am Verhungern. Hat Sie denn gar nichts? Keine Butter? Keine Eier?“

Die Frau: „Das wohl!“ Der Prinz: „Gut, Frauen, Sie versteht doch wohl einen Eierkuchen zu backen?“

Die Frau: „Das ist ja eben das Unglück. Für unsern einen weiß ich ja wohl so etwas zu machen, aber für einen so vornehmen Herrn — Gott behüte mich, daß ich das wage!“

„Geben Sie nur die Materialien und das Backgerät dazu her“, entgegnete der Prinz, „dann wird sich das schon finden. Ein richtiger Soldat muß sich zu helfen wissen und im Notfall auch selbst kochen und backen können. Ich habe zuweilen zugeesehen, wie die Soldaten das machen — Her damit! Ich backe mir selbst meinen Eierkuchen!“

Eier, Butter, Mehl und Zucker wurden dem Prinzen ausgehändigt und auch eine Pfanne dazu. Dann band er sich eine weiße Küchenschürze vor und ging daran, sich seinen Eierkuchen höchstselbst zu backen.

Verwundert schlug die gute Bauersfrau die Hände zusammen. Sie konnte sich nicht satt sehen an dem vornehmen Koch. Die Eierkuchen gerieten indes über Erwarten gut. Natürlich ließ es

der Prinz nicht an den Zutaten fehlen. Dafür entstand aber auch ein Kuchen, der sich sehen lassen konnte und den sich der Prinz mit Schwarzbrot dazu trefflich schmecken ließ. „Herr Gott!“ seufzte die Hausfrau, „sollte man doch nicht glauben, daß das Kind so fürchterlich fruchtete!“

Alle Versuche, es zu beruhigen, fruchteten nichts. „Ich möchte nur wissen, was der Bengel hat!“ schrie der Mann die Frau an. „Deinen Charakter!“ entgegnete ihm die Gattin.



Die gewissenhafte Krankenschwester.
„Herr Schulze, wachen Sie schnell auf, es ist zehn Uhr, Sie müssen Ihr Schlafmittel nehmen!“

ben, daß so hoher Leute Kind sich auf solche Dinge auch versteht.“

„Meine gute Frau“, antwortete Prinz Louis, „ein rechter Prinz muß alles verstehen. Er muß im Geheimen Rat präsidieren, eine Armee kommandieren und einen Eierkuchen fabrizieren können!“

Hausfrau: „...und dann, dann können Sie mir auch noch ein halbes Duzend Rebhühner mit-schicken — aber ich bitte mir aus, nicht so stark zerschossene!“

Verkäuferin: „Aber gewiß, Madam, für Sie suche ich welche raus — die ich dotzelaht ham!“

Patient: „Ich will unbedingt 80 Jahre alt werden, — was kann ich tun, um das zu erreichen?“

Arzt: „Rauchen Sie?“

Patient: „Ich habe nie geraucht.“

Arzt: „Trinken Sie?“

Patient: „Ich bin Antikalkoholiker.“

Arzt: „Und wie steht es mit den Damen?“

Patient: „Frauen sind mir gänzlich schnuppe.“

Arzt: „Nun sagen Sie mal, lieber Freund — wozu wollen Sie dann 80 Jahre alt werden!“

„Sie haben aber zuviel Porto auf das Paket geklebt, meine Dame.“

„O Gott, o Gott, wenn's dann bloß nicht zu weit geht!“

Feuerwehrhauptmann: „Großartig von Ihnen, Feuerwehrmann Kemp... so mitten durch das Feuer hindurch den Herrn Direktor Priem aus seinem Büro retten — einfach toll! Was hat denn der Direktor zu Ihnen gesagt, als Sie so... als Lebensretter vor ihm standen?“

Feuerwehrmann: „Was soll er gesagt haben? — Wie kommen Sie denn so mir nichts dir nichts durch die Anmeldung?“ — hat er gesagt!“

Friedrich erzählt: „Manchmal schaut mich mein Lehrer an, als ob ich meine Schulaufgaben nicht richtig gemacht hätte.“

„Und was geschieht?“

„Gar nichts, ich schaue ihn so an, als ob ich alles ordentlich gemacht hätte.“

„Also, Elfe, nun wollen wir mal sehen, ob du ein kluges Mädchen bist. Wie heißt das Gegenteil von schön?“

„Häßlich!“

„Sehr richtig! Und das Gegenteil von tapfer?“

„Feige!“

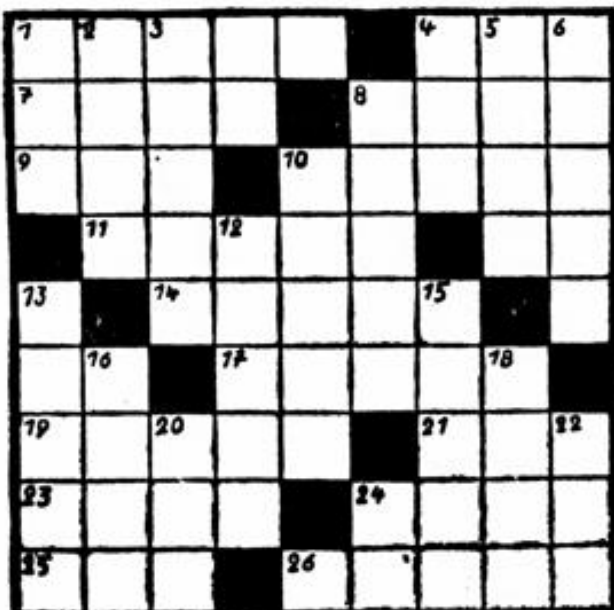
„Schön, und von frei?“

„Aber Herr Lehrer!...“

„Na was denn? Das Gegenteil von frei sollst du mir nennen!“

„Also, wenn Sie es durchaus wollen — befehl!“

Kreuzworträtsel



Waagerecht: 1. Vogel, 4. englischer Vorname, 7. männlicher Vorname, 8. Befehl, 9. Musikinstrument, 10. Wundabsonderung, 11. französische Festung, 14. Nagetier, 17. Inhaltslosigkeit, 19. Behälter, 21. türkischer Titel, 23. Gewässer, 24. Rauch, 25. Geste, 26. gesundheitsfördernde Bewegung.

Senkrecht: 1. Geländeformation, 2. Pflanze, 3. Europäer, 4. Handlung, 5. Bezeichnung für Reiter, 6. bekannter Badeort, 8. Viehhüter, 10. Herischer Rörpertel, 12. Handwerker, 13. Gegenstand eines Auftrages oder Vertrages, 15. Mule, 16. heftiges Verlangen, 18. Stadt in Böhmen, 20. Getränk, 22. staatliche Dienststelle.

Silbenrätsel

Aus den Silben

a — ar — ard — ben — burg — dat — den — der — dich — di — du — e — ei — ein — er — i — in — la — lost — ler — mer — mi — na — nan — nei — ni — no — non — roh — ri — sen — sen — sens — ste — st — te — tel — ter — ter — ter — ti — ti — ve — win — ze — zeng

sind Wörter nachstehender Bedeutung zu bilden, deren erste und dritte Buchstaben, beide von oben nach unten gelesen, einen bekannten Wahrspruch ergeben: ein Buchstabe.

1. Künstler
2. nordische Göttin
3. Eremit
4. Baum
5. männlicher Vorname
6. Energie
7. Ameisenart

8. männlicher Vorname

9. Unfinn

10. Gift

11. Wirtschaftsgesetz

12. Stadt in Ostpreußen

13. Süßholz

14. weiblicher Vorname

15. neuzeitliche Ernährungsweise

16. Nordpolforscher

17. Zahl

18. Papstname.

Verstecktwörter.

Den Wörtern Aschenurne, Eiswasser, Auswirkung, Helbera, Silberdraht, Engländer, Zauberkraft, Unglaube, Sauberkeit, Dienstmann, Nubien, Knospe

sind je drei zusammenhängende Buchstaben zu entnehmen, die, nacheinander gelesen, einen Ausspruch von Gutzkow ergeben. Zum Schlusse nur zweimal zwei Buchstaben.

Auflösungen aus voriger Nummer:

Kreuzworträtsel.

Waagerecht: 3. Sir, 5. Saba, 7. Ader, 8. Lachs, 9. Ull, 11. Ton, 14. Oel, 17. Lamm, 18. Acheil, 19. Bau, 21. Lea, 23. Oer, 25. Regel, 26. Brot, 27. Mast, 28. Arm

Senkrecht: 1. Kirche, 2. Labu, 4. Wein, 6. Alm, 7. Ast, 10. Lanze, 12. Ochse, 13. Ham, 14. Orb, 15. Lau, 16. Heu, 20. Angora, 21. Lord, 22. Art, 23. Olm, 24. Rill

Silbenrätsel.

1. Waterkant, 2. Emmerich, 3. Rosine, 4. Marder, 5. Ilmenau, 6. Trapez, 7. Dante, 8. Eli, 9. Morgenstern, 10. Lazareth, 11. Eidam, 12. Bochum, 13. Erato, 14. Neumark, 15. Sellarialat, 16. Portugal, 17. Irene. Wer mit dem Leben spielt, kommt nie zurecht (Goethe)

Rate.

Emmi — Imme.

Rätsel.

bach — ar — ach.